

Der Heimatbegriff in Jenny Erpenbecks

Heimsuchung (2008)

Ann Solbjørg Holum Hansen



MA-Arbeit in deutscher Literatur
60 Punkte

ILOS/Det humanistiske fakultet

UNIVERSITETET I OSLO

Mai 2017

Betreuer: Christian Janss

Zusammenfassung

Der Heimatbegriff in Jenny Erpenbecks *Heimsuchung* (2008)

Die vorliegende Arbeit ist eine Analyse und hermeneutisch orientierte Interpretation von Jenny Erpenbecks Roman *Heimsuchung* (2008), hauptsächlich aus einer Heimatperspektive.

In der Einleitung meiner Arbeit stelle ich erst die Verfasserin, Jenny Erpenbeck, vor, die 1967 in eine Familie von Kulturpersönlichkeiten in Berlin hineingeboren wurde, und seit ihrem Debüt mit dem Roman *Geschichte vom alten Kind* im Jahre 1999 überwiegende positive Kritiken und mehrere Preise bekommen hat. Darauf folgt eine kurze Beschreibung von dem Roman *Heimsuchung* von 2008, einem multiperspektivischen Text über 12 verschiedene Personen und ihr Verhältnis zu dem gleichen Haus bei dem märkischen Meer durch etwa 100 Jahre deutsche Geschichte. An der Stelle präsentiere ich auch meine Fragestellung: Kann Jenny Erpenbecks Roman *Heimsuchung* als einen indirekten Kommentar zu dem Heimatdiskurs angesehen werden? Ich untersuche wie der Heimatbegriff in den Geschichten der verschiedenen Personen in unterschiedlichen Weisen zum Ausdruck kommt. In dieser Verbindung werden auch politische Verhältnisse, die Natur und die Zeit wichtige Dimensionen. Die Einleitung gibt auch einen Überblick über die wichtigsten Rezensionen und die wenigen wissenschaftlichen Beiträge zum Werk, die noch vorliegen. Schließlich folgt eine Darstellung der Theorie, auf der ich mich in meiner Arbeit stütze: 1) Andrea Bastians semantische Funktionsanalyse *Der Heimat-Begriff* (1995). Bastian teilt den Gesamtkomplex Heimat in drei zentrale Bedeutungskategorien ein: Eine räumliche, eine soziale und eine emotionale Kategorie. 2) Die kulturanthropologische Arbeit von Ina Maria Greverus, *Auf der Suche nach Heimat* (1979). Greverus definiert Heimat als notwendige Lebensqualität des Menschen, und Identität, Sicherheit und eigene Aktivität als die wichtigsten Bedeutungskomponenten des Heimatbegriffs.

In meiner Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff in diesem Roman habe ich jedem von den zwölf Personen des Romans ein Kapitel gewidmet, in dem ich jede individuelle Geschichte analysiere, und die unterschiedlichen Heimatvorstellungen präsentiere. Die Bedeutungskategorien von Andrea Bastian sind ein zweckmäßiges Werkzeug in dieser Analyse, indem die meisten Figuren des Romans im räumlichen, sozialen und/oder emotionalen Bereich einen Heimatverlust erleiden. Der Effekt dieses Heimatverlusts auf die

verschiedenen Heimatvorstellungen lässt sich gut mit den Bedeutungskomponenten von Ina Maria Greverus beschreiben. Zum Schluss setze ich Zeit und Raum in Verbindung mit dem Heimatbegriff, da diese zwei Dimensionen für den Heimatbegriff im Roman sehr zentral sind.

Der Roman fängt in der Eiszeit mit einer Beschreibung der Schöpfung des Gebiets an, wo die Handlung des Romans spielt. Später folgen wir zwölf verschiedenen Personen durch ihre Erinnerungen an ihre Leben auf diesem Gebiet an dem märkischen Meer. Zentral hier ist die Vorstellung von der Flüchtigkeit des Einzelmenschen im Kontrast zu der Natur und die Ewigkeit. Im Zentrum der Handlung stehen das Grundstück und das Haus des Architekten, die als Verbindung der verschiedenen Figuren durch hundert Jahre deutsche Geschichte funktioniert: Weimarer Republik, zwei Weltkriege, die DDR und die Nachwendezeit, mit Hauptgewicht auf die beiden deutschen Diktaturstaaten. Die historischen Verhältnisse, die im Roman nur als Hintergrund funktionieren, werden durch die Fokalisierung, die Erpenbeck im Roman benutzt, in verschiedenen Perspektiven dargestellt. In dem wechselnden Blickwinkel kommt die Vorstellung von einer variablen Wahrheit zum Ausdruck, die bei Erpenbeck öfters auftaucht. Im Zentrum stehen also nicht die historischen Ereignisse jeder Zeit, sondern der Effekt dieser Ereignisse auf den Einzelmenschen, und die wechselnden individuellen Auffassungen von den verschiedenen Ereignissen/Orten/Zeiten.

Zentral in den zwölf Lebensläufen, die im Roman fragmentarisch dargestellt werden, stehen die verschiedenen Heimatvorstellungen, unter anderem:

- Heimat als Territorium und Erbe
- Heimat als Identität
- Heimat als Sicherheit
- Heimat als sozialer Raum
- Heimat als Sprache
- Heimat als Vaterland
- Die Kinderheimat
- Heimat als Falle (durch zerstörende Sesshaftigkeit, politische Verhältnisse, Selbstbetrug oder fehlende Fähigkeit sich aus der Kindheit loszureißen)
- Heimat als Paradies auf Erde
- Die Erde als Heimat der Menschen im Kontrast zu Natur und Ewigkeit
- Heimat im Himmel

- Heimatverlust als Identitätsverlust
- Heimat im Herzen/Mobilität

Die Menschen im Roman suchen alle eine Heimat, ohne dass es einem von ihnen völlig gelingt, eine ideale Heimat zu etablieren, weil sie alle auf verschiedene Weise heimgesucht werden, von eigenen Erinnerungen oder inneren Dämonen, oder von äußeren historischen oder politischen Verhältnissen. Dass die Heimat auf irgendeine Weise eine große Rolle spielt, haben alle Romanfiguren gemeinsam. In den verschiedenen Einzelgeschichten kommen verschiedene Heimatvorstellungen zum Ausdruck. Erpenbecks Kommentar zu dem Heimatdiskurs besteht unter anderem darin, dass Sesshaftigkeit als den negativen Gegenpol zu Mobilität dargestellt wird. Eine ortsgebundene Heimat ist zwar für die Identitätsentwicklung eines Menschen wichtig, die Heimat muss aber ein Teil der Identität werden, als eine Art innere Heimat, die man immer bei sich trägt. Dann kann man sich von jeder physischen Heimat losreißen, und sich überall in der Welt eine Heimat bauen, wenn die politischen/historischen Verhältnisse die Sicherheit der Heimat gefährden. Heimat wird eine dynamische Vorstellung im Inneren des Menschen, die immer weiter geändert und gebaut werden muss, wenn die Heimat nicht zur Falle werden soll.

Vorwort

Ich bin die Enkelin eines Kleinbauern und habe meine Kindheit auf einer Kleinlandwirtschaft in einem kleinen Ort in Norwegen verbracht. Ich bin also mit Pferden, Hühnern, Schweinen, Ackern und Kartoffelfeldern aufgewachsen, und wenn ich jetzt erwachsen bin, bilden diese Erinnerungen noch das Zentrum meines Bewusstseins. Meine Schwester hat auf dem Grundstück, wo meine Eltern die Scheune meiner Großeltern abgerissen haben, ein Haus gebaut, und auf dem Ackerland meines Großvaters stehen schon lange die Häuser fremder Leute, die sie jetzt ihre Heimat nennen. Meine Schwester hat das Haus an Fremde verkauft, und der Polizist, der jetzt da wohnt, hat von der Scheune und den Haustieren meines Großvaters keine Ahnung. Ich habe auf dem Grundstück meines Großvaters, tatsächlich auf einem seiner Kartoffelfelder, ein Haus gebaut. Auf diesem Stück Land habe ich mit meinem Mann meine eigene Heimat geschaffen, und könnte mir gar nicht vorstellen, dass ich irgendwo anders auf der Welt hinhören könnte. Hier bin ich in meiner Kindheit herumgelaufen, und in meinem Bewusstsein ist das noch was ich unter dem Begriff Heimat verstehe.

Diese Beschreibung meiner Heimat sollte nicht als eine nostalgische Romantisierung von einem idyllischen Bauernland interpretiert werden, sondern ganz einfach als eine Beschreibung der Gegend, wo ich meine erste Identitätsentwicklung als Mensch angefangen habe. Diese Gegend, die ich als Kind kannte, hat sich also inzwischen in eine andere Gegend geändert, und trotzdem ist sie noch meine Heimat, die Gegend meiner Kindheit. Dieselbe Gegend, zwar ein bisschen geändert, ist jetzt die Heimat meiner Kinder. Meine Kinder sind auf diesem Grundstück aufgewachsen, die Haustiere meiner Kindheit sind schon lange verschwunden, und meine Kinder verstehen mittlerweile etwas ganz anderes unter dem Begriff Heimat. Dasselbe Wort, *Heimat*, bezeichnet dieselbe Landschaft, hat aber eine individuelle begriffliche Bedeutung. Jeder Mensch füllt durch seine Kindheit und Leben dieses Wort mit Inhalt durch Erfahrungen, Erlebnisse und Erinnerungen, und im Bewusstsein der meisten Menschen hat die Heimat eine Sonderstellung.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was einen Menschen an seinen Heimatort bindet und festhält, obwohl der Ort selber nicht mehr der gleiche ist. Diese und ähnliche Fragen werden von Jenny Erpenbeck in mehreren von ihren Werken bearbeitet. Ihr Roman *Heimsuchung* von 2008 behandelt viele verschiedene Seiten von dem Begriff Heimat, und meiner Ansicht nach

kann man diesen Roman als einen indirekten Kommentar zu diesem Begriff sehen. In einem Interview mit Adelbert Reif reflektiert Jenny Erpenbeck über die Veränderung der eigenen Heimat nach der Wende: „Es kommt einem schon kurios vor, dass man am selben Ort bleibt, und die Welt trotzdem eine andere ist“ (Reif, 2009, S. 941). Was ist eigentlich diese *Heimat*, die im Bewusstsein vieler Menschen einen so großen Einfluss hat? Diese Frage hat mich in meinem Leben oft beschäftigt, und ist auch der Hauptgrund, warum ich Jenny Erpenbeck nicht wieder loslassen konnte, als ich auf die Empfehlung von meinem Betreuer, Christian Janss, ihren Roman *Heimsuchung* erst angefangen hatte. Dann war ich gefesselt.

Ich bin Christian Janss sehr dankbar für diese Introduction. Ihm verdanke ich auch wertvolle Ratschläge und Anleitungen. Mit seiner kenntnisreichen Beratung habe ich meinen eigenen Weg durch diesen Stoff gefunden, und ohne seine guten Vorschläge, wäre diesen Weg viel schwieriger gefunden. Für großes Interesse an meine Arbeit möchte ich auch meiner guten Freundin, Rodica Røtterud danken, die eine gute Gesprächspartnerin während meiner Arbeit mit diesem Roman gewesen ist. Ich muss auch meinem Mann für die Geduld durch alle Stunden danken, die ich während dieser Arbeit in den letzten paar Jahren für ihn nicht da war, und meiner Tochter, sowohl für alle Stunden mit Hausarbeit als auch sogar für sehr gute Hilfe bei der Literatursuche. Letztens muss ich mich auch bei der Schulleitung, in der Schule wo ich arbeite, für wertvolle Arbeitsreduktion und Anpassung meines Stundenplans bedanken.

Inhalt

Zusammenfassung	1
Der Heimatbegriff in Jenny Erpenbecks <i>Heimsuchung</i> (2008)	1
Vorwort	4
Einleitung	8
Die Verfasserin.....	8
Der Text.....	9
Fragestellung	13
Rezensionen zu Jenny Erpenbecks <i>Heimsuchung</i>	14
Stand der Forschung.....	20
Theorie	22
Die Personen	27
Der Großbauer und seine vier Töchter	27
Der Architekt.....	31
Der Tuchfabrikant	38
Die Frau des Architekten.....	48
Das Mädchen.....	56
Der Rotarmist	63
Die Schriftstellerin	67
Die Besucherin	74
Die Unterpächter	77
Der Kinderfreund	80
Die unberechtigte Eigenbesitzerin	84
Der Gärtner und der Garten.....	86
Zwischen Natur und Zivilisation.....	87
Die Funktion der Bibelmetaphern	89
Heimsuchung in Zeit und Raum.....	93

Schlussfolgerung	107
Literatur	111

Einleitung

Die Verfasserin:

Jenny Erpenbeck wurde 1967 in Berlin in eine Familie von Schriftstellern und Intellektuellen geboren. Zwei von ihren Großeltern, Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck, haben beide unter anderem Romane veröffentlicht. Ihre Mutter, Doris Kiliass, ist Übersetzerin und ihr Vater, John Erpenbeck, ist ein bekannter Philosoph, Physiker, Psychologe und Romanautor. In diese Familie von Literaten hineingeboren, hatte sie vielleicht hohen idealen nachzuleben, und sie hat sogar versucht eine Karriere als Schriftstellerin zu vermeiden, und stattdessen sowohl Zeichnen als auch Schauspielen versucht, um ihren eigenen kreativen Ausdruck zu finden. Sie wollte die Rolle als Schriftstellerin nicht übernehmen, räumt aber im Interview mit Wiebke Eden ein, „dass Schreiben mehr ihre Sache ist als manches andere: ‚Das habe ich immer gerne gemacht, und ich habe das Gefühl, dass ich das auch unter Druck immer noch gern mache. Lesen und Schreiben gehören zu mir‘“ (2001, S. 22). Sie erzählt, dass sie, von den Eltern aufgemuntert, schon als Kind zu schreiben angefangen hat, und es ist kein Zweifel, dass sie schon mit ihrer Premiere als Autorin, dem Roman *Geschichte vom alten Kind* (1999), ihren eigenen Stil gefunden hat. Nach der Schule hat sie Buchbinderei gelernt, und als Requisiteuse am Theater in Frankfurt an der Oder und am Staatsoper in Berlin gearbeitet. Sie hat Theaterwissenschaft und Musiktheaterregie in Berlin studiert, und als Regieassistentin und Opernregisseurin gearbeitet. Sie hat sogar ihr eigenes Stück, *Katzen haben sieben Leben*, in Graz aufgeführt. Heute lebt sie mit ihrem Mann, dem Dirigenten Wolfgang Bozic, und ihrem Sohn in Berlin, und arbeitet als freie Autorin und Regisseurin. Sie ist schon für ihre literarischen Werke mit vielen Preisen ausgezeichnet worden.

Im Gespräch mit Adelbert Reif, „Grau kam die DDR nur den Westlern vor“ (2009), erzählt Jenny Erpenbeck über den Übergang von der DDR zu der BRD, als plötzlich 1989 ihr Heimatland nicht mehr existierte, und sich alles Bekannte, sowohl politisch als auch kulturell und gesellschaftlich auf einmal geändert hat. Sie versucht nicht die DDR zu verherrlichen, sondern redet von einem existenziellen Vermissen, von dem was man kennt: „Ich weiß nicht ob ich sie festhalten will. Das Verschwinden interessiert mich eher grundlegend“ (S. 943). Dieses Verschwinden spielt auf mehreren Ebenen des Romans *Heimsuchung* und in ihrer ganzen Verfasserschaft eine große Rolle: Das Verschwinden von zufälligen Gegenständen, von Erinnerungen, Vergangenheit, Kindheit und Heimat, und sogar das Verschwinden von Einzelmenschen nach kurzer Zeit auf der Erde:

Eines der Motive, die in jedem meiner Bücher auftauchen, ist die Frage, wie man mit verschwundener Vergangenheit umgeht. Wie ist das, wenn diese Verbindung von der Kindheit zum Erwachsensein gekappt wird? In gewisser Weise bin ich froh, dass ich etwas so Wichtiges verloren habe, denn das schärft den Blick für die Endlichkeit des menschlichen Lebens im Allgemeinen. (Reif, 2009, S. 942)

Themen wie Zeit, Vergangenheit und Erinnerung, die im Roman sehr zentral sind, und mit dem Heimatbegriff in Zusammenhang stehen, sind mit diesem Verschwinden eng verbunden, und am Ende des Interviews mit Adelbert Reif erklärt Erpenbeck ihre Auffassung von dieser Verbindung:

Jede Sekunde verwandelt sich in der nächsten Sekunde in Vergangenheit. Das heißt, das ganze Leben verwandelt sich fortwährend in Vergangenheit und bestenfalls, in Erinnerung. Wenn Sie [Adelbert Reif] jetzt hinausgehen, dann sind Sie bei mir gewesen. Dann haben Sie nur noch die Erinnerung. Erinnerung hat viel mit Leben zu tun. Während man lebt, produziert man Erinnerung. Man hat ja ein sehr komplexes Leben. Aber wenn dieser Alltag an irgendeiner Stelle ein Loch bekommt, etwa durch einen Todesfall, dann würde man sich gerne an die ganze Komplexität, die der Alltag gehabt hat, erinnern. Das kann man aber nicht. Man erinnert sich an einzelne Bilder, nicht jedoch an das ganze Leben, weil die Erinnerung eben nicht das Leben ist. Die Erinnerung ist eben nur ein Blick zurück. Was man im Moment erlebt, bleibt nur in Bruchstücken übrig, und die Komplexität verschwindet in Nichts. (Reif, 2009, S. 943)

Der Text

Der Roman ist keine traditionelle epische Erzählung mit einer einheitlichen Handlung, sondern ein fragmentarisches Gewebe von Menschenschicksalen, die auf verschiedene Weise mit einander in Verbindung stehen. Das Haus und die Landschaft am märkischen See ist Zentrum der Handlung, und mit dieser Gegend als gemeinsamen Anhaltspunkt, lernen wir verschiedene Personen in Bruchteilen oder Stationen ihres Lebens kennen. Wir folgen nicht *einer* gemeinsamen Geschichte von einer bestimmten Gruppe Personen in einer gewissen Zeit, sondern vielen verschiedenen Personen, die nur durch Häuser, Grundstücke oder Landschaft mit einander verbunden sind, weil sie zu sehr verschiedenen Zeiten in dem gleichen Haus, oder zu der gleichen Zeit in der gleichen Gegend wohnen. Es handelt von 12 verschiedenen Personen und ihren Angehörigen durch etwa hundert Jahre deutsche Geschichte, von der Wilhelminischen Ära bis in die Nachwendzeit. Die Zeitangaben sind

entweder sehr genau und direkt mit konkreten Jahreszahlen angegeben, oder mehr indirekt durch historische Namen oder Ereignisse verraten. Der Roman hat auch keinen chronologischen Handlungsablauf, sondern vermittelt die Handlung durch eine charakteristische Rückblendetechnik.

Der relativ kurze Roman von 181 Seiten besteht aus einem Prolog, 22 kurzen oder längeren Kapiteln und einem Epilog, also insgesamt 24 Kapiteln. Die Perspektive der verschiedenen Kapitel wechselt zwischen dem Gärtner und den anderen Personen im Roman, und für jede neue Person oder Familie, die introduziert wird, kommt ein neues Kapitel über den Gärtner, so dass ihm jedes zweite Kapitel gehört¹, und so bekommt der Gärtner schon durch die Kapitel-Einteilung eine Sonderstellung. Die Gärtner-Kapitel unterscheiden sich auch dadurch von den anderen Kapiteln des Romans, dass die Arbeit des Gärtners mit dem Garten, der Wechsel der Jahreszeiten und der Wechsel der Hausherrn Zentrum der Handlung sind. Der Blickwinkel wechselt vom Kapitel zu Kapitel zwischen den verschiedenen Personen im Roman, und alle Kapitel sind nach den verschiedenen Erzählerstimmen genannt. Die 11 Kapitel des Gärtners, die also alle „Der Gärtner“ genannt sind, sind relativ kurz und bestehen aus 1 bis 7 Seiten (insgesamt etwa 25 Seiten), während die einzelnen Kapitel über die anderen Personen des Romans, „Der Großbauer und seine vier Töchter“, „Der Architekt“ und so weiter, alle aus 12 bis 14 Seiten bestehen. Diese Regelmäßigkeit im Aufbau spiegelt eine wichtige Seite der Thematik des Romans: den regelmäßigen und unvermeidlichen Wechsel der Generationen von Menschen in der Geschichte der Landschaft. Die wechselnde Fokalisierung spiegelt auch das Thema von einer relativistischen Wirklichkeitsauffassung: Es gibt nicht nur eine Wahrheit, sondern eine Auffassung der Wahrheit, die sich mit den wechselnden Betrachtern ändert.

Der Prolog am Anfang und der Epilog am Ende bestehen beide aus etwa drei Seiten, und bilden einen Rahmen um den Rest des Romans. Der Prolog beschreibt die Entstehung der Landschaft um das märkische Meer in der Eiszeit, wo das Haus des Architekten in den 1930er Jahren gebaut wird, und der Epilog gibt eine technische Beschreibung von dem Abriss des Hauses nach der Wende. Wenn das Haus am Ende abgerissen wird, haben wir verschiedenen Menschen mit Angehörigkeit zu diesem Gebiet durch verschiedene Epochen und wechselnde Systeme von etwa hundert Jahren der deutschen Geschichte gefolgt. Durch diese hundert

¹ Im Folgenden „Der Gärtner 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19, 21“ genannt.

Jahre bekommen wir die fragmentarischen Erinnerungen von zwölf verschiedenen Menschen über ihre Lebensläufe durch Weimar-Republik, Naziregime, DDR-Zeit und die Zeit nach der Wende. Patriarchale Gesellschaft, Diktatur und Krieg, Kommunismus, Mauerfall und Wiedervereinigung bezeichnen große Umwälzungen des historischen Hintergrundes der Handlung, werden aber im Roman nicht direkt thematisiert. In Zentrum stehen existenzielle Fragen und Änderungen in menschlichen Beziehungen unter wechselnden historischen/politischen Bedingungen.

Wie durch die Zoom-Funktion einer Kamera, wird der Leser durch Zeit und Landschaft gegen das Haus des Architekten geführt, das als Zentrum der Handlung funktioniert. Im Prolog wird die Entstehung oder der Ursprung eines großen Gebiets in der Eiszeit gezeigt, und im Kapitel des Großbauers wird die Aufmerksamkeit gegen ein bestimmtes Gebiet bei dem See gerichtet, Klaras Wald. Am Ende dieses Kapitels wird dieses Grundstück wieder in drei kleinere Parzellen aufgeteilt, und in dem nächsten Kapitel wird das Haus des Architekten auf einer dieser Parzellen gebaut. Diese Landschaft stellt die Verbindung zwischen den verschiedenen Personen des Romans dar, und diese gemeinsame Anknüpfung an Ort und Stelle wird auch dadurch gezeigt, dass die verschiedenen Geschichten durch den Aufbau der Kapitel ineinandergeflochten sind. Beispielsweise verkauft der Großbauer im zweiten Kapitel, „Der Großbauer und seine vier Töchter“, drei verschiedene Teile von dem Gebiet am Ufer des Sees an drei verschiedene Menschen weiter:

Das erste Drittel von Klaras Wald verkauft der alte Wurrach an einen Kaffee- und Teeimporteur aus Frankfurt an der Oder, das zweite Drittel an einen Tuchfabrikanten aus Guben, der seinen Sohn in den Kaufvertrag einsetzt, um dessen Erbteil anzulegen, das dritte Drittel schließlich, das, auf dem die große Eiche steht, verkauft der Wurrach einem Berliner Architekten, der bei einem Dampferausflug diesen mit Bäumen und Büschen bestandenen Hang entdeckt hat und dort für sich und seine Verlobte ein Sommerhaus bauen will.
(Erpenbeck, 2008, S. 24)²

Das Gebiet des Großbauers wird auf den Teil an dem Ufer vom märkischen See eingeschränkt, wo die nächsten Personen des Romans auftreten. Damit ist für den Leser der

² Erpenbeck, J. (2008). *Heimsuchung*. München: btb Verl. Im Folgenden zitiert mit Titel und Angabe der Seitenzahl.

nächste Wechsel der Menschen in der Landschaft introduziert. Diese drei werden Nachbarn, die zur ungefähr gleichen Zeit auf diesem Gebiet nebeneinander wohnen. Der Kaffee- und Teeimporteur wird nur flüchtig erwähnt, während der Architekt und der Tuchfabrikant zentrale Figuren im Roman sind.

Im dritten Kapitel, „Der Gärtner 2“, hören wir, wie die ersten Sommerhäuser auf diesem Gebiet gebaut werden. Wir machen die erste Bekanntschaft mit dem Architekten, als sein Haus fertig ist, und der Garten geplant und angelegt wird. Das nächste und vierte Kapitel, „Der Architekt“, enthält dann seine Geschichte, in einer retrospektiven Perspektive, durch sein Verhältnis zu diesem Haus und dieser Landschaft vermittelt, und er macht sich schon beim Verlassen des Hauses Gedanken über „Die neuen Bewohner des Hauses“ (*Heimsuchung*, S. 34). Als Anzeichen hören wir auch schon hier von dem Schrankzimmer mit dem kleinen halbrunden Fenster (*Heimsuchung*, S. 36), wo sich später seine Frau von den Russen verstecken wird. Gegen Ende des Kapitels des Architekten lesen wir, dass er das Badehaus von dem Juden, dem Tuchfabrikanten, übernommen hat (*Heimsuchung*, S. 43). Wir erfahren auch, wie er das Grundstück vom Juden gekauft hat, und so wie er das sieht, ihm dadurch geholfen hat, seine Ausreise zu finanzieren. Die Schicksale der verschiedenen Menschen des Romans stehen auf unterschiedliche Weise in Verbindung mit einander. Obwohl die Handlung in fragmentarischen Bruchteilen vermittelt wird, und alle Romanfiguren isoliert behandelt werden, sind die Geschichten der verschiedenen Personen in einander gewebt. Das Mädchen ist die Nichte vom jungen Tuchfabrikanten und die Enkelin vom alten. Der Kinderfreund wächst mit der unberechtigten Eigenbesitzerin auf, die Schriftstellerin ist wiederum ihre Großmutter und so weiter. Durch den Wechsel der Kapitel funktioniert auch der Gärtner als Verbindung zwischen den anderen Personen des Romans, indem er immer da ist, und seine Arbeit im Garten ausführt. Als Symbol dieser Verbindung und gemeinsamer Anknüpfung zu dem gleichen Haus und Grundstück, werden auch, als eine Reihe einheitsschaffende literarische Mittel „als leitmotivische Kette von Erinnerungsmanifestationen“ (Probst, 2010, S. 73), Einzelheiten aus der Beschreibung des Hauses und des Gartens, in mehreren Kapiteln wiederholt, zum Beispiel das eiserne Vögelchen auf dem Balkongitter (*Heimsuchung*, S. 67), die farbigen Fensterscheiben (*Heimsuchung*, S. 43), die große Eiche (*Heimsuchung*, S. 20) und den Hang mit seinen Bäumen und Büschen (*Heimsuchung*, S. 20).

Fragestellung

Es gibt in diesem Roman sehr viele verschiedene Perspektiven und er bietet sehr viele unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten an. Es ist kein Geheimnis, dass der Roman aus biographischem Stoff entstanden ist, und dass Jenny Erpenbeck beim Schreiben dieses Romans ihre eigene Vergangenheit und Familiengeschichte als Inspiration und Ausgangspunkt benutzt hat, und dass eine biographische Perspektive ein möglicher Fokus einer Analyse wäre. Diesen biographischen Hintergrund des Romans ist schon mehrmals in Interviews mit Jenny Erpenbeck besprochen worden, und es ist eine sehr schwierige Aufgabe, die Grenzen zwischen Verfasserin und Werk genau zu ziehen, weil alles was die Verfasserin schreibt, irgendwie aus ihrem Erfahrungsbereich entstanden ist. Ich werde dieser biographischen Perspektive nicht weiter verfolgen, sondern eher meine Aufmerksamkeit auf den fertigen Text richten, der ohne Rücksicht auf biographische Zusammenfälle ohne Zweifel ein epischer Text, und kein Sachtext ist. Diese Entscheidung ist auch in Übereinstimmung mit Erpenbecks eigener Einstellung zu dieser Frage: „Sie weiß, dass Schreiben 'immer mit einem selbst zu tun hat', doch sträubt sie sich, offenkundig autobiographische Parallelen zu ziehen. Weder sich noch dem Publikum gestattet sie durch den Text Nähe“ (Eden, 2005, S. 17).

Ganz offenbar liegt auch in dem Roman eine Perspektive von Erinnerung und Gedächtnis, indem wir die Handlung durch Erinnerungen von verschiedenen weiblichen und männlichen Erzählerstimmen bekommen. Infolgedessen treten auch die Möglichkeiten von einer narratologischen und einer Genderbasierten Analyse hervor. Diese drei Perspektiven kombiniert Heidi Morken Ricanek in ihrer Arbeit *Gedächtnis, Geschlechter und Erzählstrategien in Jenny Erpenbecks „Heimsuchung“* (2011). Ich werde diese Perspektiven von Narratologie und Erinnerung nur kommentieren, wenn sie in Verbindung mit der Heimat-Perspektive relevant sind.

Die Handlung des Romans ist in einer geschichtlich erkennbaren Wirklichkeit verankert, und deswegen wäre es natürlich auch sehr relevant, den Roman als ein Produkt epischer Geschichtsschreibung zu analysieren. Das ist hier nicht mein Hauptfokus, aber es ist wohl nicht möglich diesen Roman zu interpretieren, ohne einige von diesen geschichtlichen Ereignissen, wenn auch nur oberflächlich, zu kommentieren.

Eine Analyse dieses Romans aus einer sozialen Perspektive, in der man die Relationen der Menschen zu einander und der Gesellschaft analysiert, wäre, auf Grund des fragmentarischen Erzählerstils, besonders interessant. In dieser Verbindung haben mich beim ersten Lesen des Romans, die fehlenden Namen von einigen Personen im Text fasziniert. Diesen Zug wird in meiner Analyse nur oberflächlich berührt.

Der mehrdeutige Titel *Heimsuchung* bildet aber ein zentraler Ausgangspunkt für meine Annäherung. Ein Titel sollte als Bezeichnung des ganzen Romans gelten, und ich betrachte diesen Begriff *Heimsuchung* als einen roten Faden für das, was in dem Umschlag mit dieser Bezeichnung gesammelt ist. Jenny Erpenbeck hat dem Leser mit diesem Titel bestimmt etwas sagen wollen. Die meisten Menschen haben irgendein Verhältnis zu dem Begriff *Heimat*, und in diesem Roman wird von Jenny Erpenbeck dieser Begriff durch verschiedene Perspektiven beleuchtet. Ich werde mich also hauptsächlich mit dem Begriff *Heimsuchung* in dem Roman auseinandersetzen. Alle anderen Perspektive werden nur oberflächlich kommentiert, wenn sie in Verbindung mit dieser Heimatperspektive relevant sind. In dieser Verbindung werde ich auch zeigen, dass im Text eine religiöse Perspektive angedeutet werden kann, indem es viele religiöse Metaphern in dem Text gibt, die auch in Verbindung mit dem Heimatbegriff gesetzt werden können.

Ich werde diese Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff in Verbindung mit den verschiedenen im Text vorkommenden Personen und ihren Geschichten setzen. Ich unternehme eine literarische Analyse und eine hermeneutisch orientierte Interpretation von diesem Roman, in der die verschiedenen Bedeutungen des Heimatbegriffs für die verschiedenen Menschen im Roman im Zentrum stehen. Eine zentrale Frage wird dann, wie, in diesem Roman, Begriffe wie Heimat, Heim, Haus, zu Hause, Heimsuchung, Heimweh, eine Heimat suchen, heimgesucht werden, und so weiter, in dem Leben der verschiedenen Figuren zum Ausdruck kommen und wie sie verstanden werden können. In diesem Zusammenhang steht das zeitweilige Leben der Menschen in starkem Kontrast zu der ewigen Natur, und so werden auch die Natur und die Zeit wichtige Begriffe in meiner Analyse.

Rezensionen zu Jenny Erpenbecks *Heimsuchung*

Viele verschiedene Begriffe sind in der Rezeptionsgeschichte benutzt, um die Literatur Deutschlands in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zu beschreiben, und die verschiedenen

Tendenzen der Literatur von der Nachkriegszeit bis heute zu charakterisieren.

Trümmerliteratur, Väterliteratur und Vereinigungsliteratur sind einige Benennungen der verschiedenen Stadien der literarischen Verarbeitung der deutschen Kriegserlebnisse und der folgenden Jahren. Diese Ausdrücke bezeichnen die Verarbeitung der Leiden des Krieges, widersprüchliche Gefühle der Nachkriegszeit, die Auseinandersetzung der nächsten Generation mit der Vergangenheit der Eltern und Sorgen und Freuden über die DDR und die Wende. Gegen die Jahrtausendwende hat die Tatsache, dass viele von den Schriftstellern, die debütierten, junge schöne Frauen waren, Aufsehen erregt, und der Begriff „Das Fräuleinwunder“ wurde in die Literaturkritik eingeführt. Dieser Ausdruck bezeichnete also die neuen, jungen, schönen und erfolgreichen Schriftstellerinnen Deutschlands, unter denen Jenny Erpenbeck gehörte. Dieser Ausdruck, „Das Fräuleinwunder“, wurde von den Medien bejubelt (siehe Eden, 2001, S. 3), konnte aber in einem abwertenden Sinn verstanden werden, und hat tatsächlich einige negative Konnotationen, weil er unter anderem vermittelt, dass es ein Wunder war, dass diese jungen Frauen schreiben konnten. Jenny Erpenbeck fühlte sich zu der Zeit recht sicher in Bezug auf ihre literarischen Qualitäten, und fühlte sich auf dem Literaturmarkt ernst genommen. Sie wusste, dass sie schreiben konnte, und legte nicht viel Wert auf diese Kategorisierung, sondern machte sich sogar lustig darüber: „Vielleicht geht das Fräuleinwunder mit einer neidvollen Bewunderung der Männer einher. Dass sie denken: Die sind noch jung, schön und können obendrein schreiben – Schweinerei“ (Eden, 2001, S. 20). Die Qualität ihrer Werke spricht für sich selbst, und Jenny Erpenbeck brauchte sich nicht gegen diese etwas verkleinernde Benennung verteidigen. Über sie, und andere Frauen, die unter den Ausdruck „Fräuleinwunder“ kategorisiert worden sind, sagt Wiebke Eden in ihrem Vorwort: „Die neuen Autorinnen sind weder Fräulein noch Wunder. Sie sind Frauen, die ihr Talent im Schreiben haben“ (2001, S. 10).

In vielen Rezensionen wird das Heimat-Thema hervorgehoben, während andere Rezensenten auf andere Seiten des Romans mehr Wert legen. Den autobiographischen Hintergrund, die Geschichte eines Jahrhunderts, Sesshaftigkeit, den Wechsel der Menschen in der Landschaft, die Vergänglichkeit der Menschen, Dinge, die verschwinden, die Natur, Zeit und Raum, Gegenwart und Vergangenheit, und die poetische Sprache der Schriftstellerin sind einige Elemente, die von den Kritikern erwähnt werden.

Als *Heimsuchung* 2008 veröffentlicht wurde, waren die meisten Kritiker unbedingt positiv, und die Superlative dominierten fast jede Rezension. Silja Ukena (*Der Spiegel*, 2008) nennt in

ihrer kurzen Besprechung, „Seele sucht Heimat“, den Roman *Heimsuchung* ein Meisterwerk. Die autobiographische Perspektive des Romans nennt sie einen „persönlichen Abschied von jenem besonderen Ort“ und ein „Friedenmachen mit der Erinnerung“ (Abs. 1). Sie kommentiert den charakteristischen neutralen Erzählstil Erpenbecks mit dem Ausdruck „eine[r] leise[n] Poetin“ (Abs. 1), eine Charakteristik, die auch andere Kritiker in Verbindung mit Erpenbeck benutzen. Über ihre charakteristische nüchterne Erzählweise sagt Jenny Erpenbeck selber, dass sie ganz bewusst eine Art gefunden hat, um sich von ihrem „Pathos“ nicht überschwemmen zu lassen. „Sie versuche das Negativ einer Geschichte herzustellen, indem sie kühl erzähle und den emotionalen Hintergrund nur indirekt aufscheinen lasse“ (Eden, 2001, S. 15). Diese Foto-Metapher ist eine gute Illustration für Erpenbecks zurückhaltenden Erzählstil, in dem sowohl Böses als Gutes in demselben Ton beschrieben wird, so dass jeder einzelne Leser die (oder eine) Wahrheit entwickeln muss.

Roman Bucheli (*Neue Zürcher Zeitung*, 2008) ist auch unbedingt positiv in seiner Besprechung. Er legt nicht viel Wert auf den Heimat-Begriff, sondern spricht von einer enormen poetischen Kraft und einer sprachlichen Souveränität, und lobt Erpenbeck für ihre Fähigkeit, kleine Geschichten zu erzählen, in denen sie, „ergreifend und fassbar“ die große Geschichte spiegelt (Abs. 10). Er vergleicht Jenny Erpenbeck mit Autoren wie Christa Wolf, Uwe Johnson, Wolfgang Koeppen, Sigfried Lenz, Ingeborg Bachmann und Christina Viragh in Bezug auf die Behandlung von Erzähltechnik und Zeitperspektive, und um diese Verbindung zu illustrieren, zitiert er den ersten Satz von Christa Wolfs Buch *Kindheitsmuster* (1976): „Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen“ (Abs. 1). Laut Bucheli zeigt sich in den Erzählungen Erpenbecks, und anderer Autoren, diese Auffassung von Zeit und Erinnerung als „eine perspektivische Erweiterung der Gegenwartsebene in die Vorgeschichte“ (Abs. 2), und er gibt eine treffende Beschreibung von dem Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit in Erpenbecks *Heimsuchung*:

Jenny Erpenbeck hält sich indes nicht strikt an die Chronologie, sie springt vielmehr häufig voraus und wieder zurück, überblendet die verschiedenen Zeitebenen. Es entsteht dadurch sowohl der Eindruck der vergehenden wie auch der gestauten Zeit. Der erzählte Augenblick dehnt sich darin zur Dauer, in der das zeitlich Zurückliegende in der Gegenwart fortbesteht. Die Geschichte wird als geschichtete Zeit sichtbar. (Bucheli, 2008, Abs. 4)

In ihrer Rezension von dem Roman *Heimsuchung*, „Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod“ beschreibt Verena Auffermann (*deutschlandradiokultur.de*, 2008) das Haus des Romans als *Schauplatz und Metapher*: „Schauplatz für menschliches und politisches Schicksal, Metapher für das Vergehen der Zeit und der Spuren, die das Vergehen hinterlässt“ (Abs. 3). Weiter betont sie den Kontrast zwischen den Konstanten; dem Gärtner, der Natur und den berechenbaren Wiederholungen der Jahreszeiten, und dem Flüchtigen; den Unberechenbarkeiten menschlichen Lebens und Handelns (Abs. 4). Auf diese Weise fasst sie wichtige Themen des Romans zusammen. Andere wichtige Themen, die hier erwähnt werden, sind das Haben und Verlieren, materieller und immaterieller Besitz, der Krieg und seine Folgen, und die Natur und die Wende (Abs. 7). Sie endet ihre Rezension mit dem bedeutungsvollen letzten Satz des Romans, und auf diese Weise betont sie die wichtige Position der Vergänglichkeit der Menschen im Roman: "Bevor auf demselben Platz ein anderes Haus gebaut werden wird, gleicht die Landschaft für einen kurzen Moment wieder sich selbst" (Abs. 7).

Katharina Granzin (*Die Tageszeitung*, 2008) hat dem Roman mit Wörtern wie „Jahrhundertroman“ (Abs. 2), „Wunder“ und „Lese-Musik“ (Abs. 4) gelobt, und spricht sogar von „Erpenbecks poetischem Existenzialismus“ (Abs. 5). Granzin erwähnt sehr viele Seiten des Romans in ihrer Besprechung, von denen viele in Verbindung mit dem Heimat-Begriff verstanden werden können: Das aktive Streben des Menschen sich eine Heimat zu schaffen (Abs. 1), der Einbruch der Außenwelt in der privaten Sphäre der Heimat (Abs. 3), das Schicksal (Abs. 4), die Bedeutungslosigkeit des menschlichen Strebens in einer ewigen perspektive (Abs. 5), die Flüchtigkeit des Erscheinen der Menschen (Abs. 7), das Begraben/Verschwinden der Dinge (Abs. 7), wechselnde politische Verhältnisse (Abs. 8), Erinnerungen (Abs. 10), die Heimat als Paradies (Abs. 11), die Anonymität der Namenlosigkeit, Zufall (Abs. 12), der Gärtner als eine Gottesfigur, und schließlich das Verhältnis zwischen Natur und Kultur (Abs. 13).

Katharina Döbler (*Die Zeit*, 2008) schrieb in ihrem Beitrag „Roman: Großmutter's klein Häuschen“, dass *Heimsuchung* kein Heimatroman ist, sondern ein Roman, der über Heimat nachdenkt (Abs.16), und dass Erpenbeck hier über die Sehnsucht schreibt, eine Heimat zu haben (Abs. 1), nach einem Ort, wo man hingehört (Abs. 13). Sie legt viel Wert auf den biographischen Hintergrund des Romans, und dass Erpenbeck das Haus verloren hat. Erpenbeck stellt sich die Frage, was sie dann verloren hat, und stellt fest, dass es dabei nicht

um den Besitz ging, sondern um Erinnerungen (Abs. 5). Laut Döbler behandelt Erpenbeck in diesem Roman verschiedene Themen, die mit dem Begriff Heimat verbunden sind: „Was sucht man eigentlich, wenn man nach einer Heimat sucht? Worin besteht das Sesshaftwerden? Und was ist einem daran so viel wert?“ (Abs. 11) Döbler applaudiert der Objektivität und dem Respekt vor den wirklichen Menschen und ihren verschiedenen Wahrheiten, mit denen Erpenbeck die verschiedenen Geschichten vermittelt (Abs. 16), und sagt, dass Erpenbeck „die komplexe Wahrheit, sich aus dem „Zusammenhang aller Geschichten“ herstellen lässt (Abs. 15). Im Großen und Ganzen ist diese Besprechung von Döbler ein relevanter Kommentar zu dem Roman *Heimsuchung*, aber ihr Umgang mit den verschiedenen Personen des Romans wird eine Ahnung oberflächlich, indem sie zum Beispiel verpasst, dass es sich um zwei Generationen jüdischer Tuchfabrikanten handelt. Sie behauptet, dass der Jude, der einen Teil des Grundstücks gekauft hat, 1936 nach Südafrika emigriert, während der Emigrant tatsächlich sein Sohn ist, und er selbst von den Nazis getötet wird.

Dementgegen nimmt die Bewertung des Romans von Martin Halter (*Frankfurter Allgemeine*, 2008), „Das Haus am Scharmützelsee“, neben Katharina Granzin, unter allen anderen eine Sonderstellung ein, als eine sorgfältige und präzise Beschreibung der verschiedenen Ebenen des Romans. Er berührt sehr viele verschiedene Seiten des Romans in seiner Rezension: Die Vieldeutigkeit des Titels (Abs. 1), Natur, Ewigkeit und die sprachlose Rolle des Gärtners (Abs. 5), Krieg, Flucht, Vertreibung, Gesellschaft und Individuum (Abs. 6), verschiedene Seiten vom Begriff Heimat (Abs. 6 und 7), die fehlenden Namen einiger Personen (Abs. 8), die Zeit (Abs. 9), den knappen Erzählstil der Verfasserin und den durchkonzentrierten Aufbau des Romans (Abs. 8) und Sesshaftigkeit (Abs. 11). Er nennt *Heimsuchung* „eine Spurensuche in den Ruinen deutscher Geschichte und eine eindrucksvolle Familiengeschichte“ (Abs. 1), die diskret und distanziert (Abs.3), poetisch verdichtet und verknappt vermittelt wird. Er kommentiert den Platz des Einzelmenschen in einem größeren Zusammenhang, und setzt den Kreislauf der Natur in Verbindung mit der menschlichen Vergänglichkeit: „dass jede Landnahme, jeder Hausbau nur eine Episode im ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen ist“ (Abs. 4). In dieser Verbindung erwähnt er auch das Thema Verschwinden: „Alles, was Menschen gebaut, wofür sie gekämpft und gelitten haben, wird spurlos vom Erdboden verschwunden sein“ (Abs. 5). Martin Halter nennt *Heimsuchung* „ein kühnes Experiment, ein eindrucksvoller Roman“, und bemerkt, dass Erpenbeck „das Schreckliche wie das Schöne in derselben schlackenlosen, poetisch beherrschten Sprachkunst“ vermittelt (Abs. 11). Trotzdem ist Halter sehr nüchtern und überhaupt nicht überzeugt, dass *Heimsuchung* ein guter Roman

ist. Er meint, dass der Roman schwierig ist, weil die Geschichten der zwölf Menschen im Roman zu lose miteinander verknüpft sind, und dass er angestrengt konstruiert scheint (Abs. 10). Die Begegnung der Frau des Architekten mit dem Rotarmisten nennt er eine missglückte Politpornographie (Abs. 9), und stellt schließlich fest, dass es Erpenbeck nicht gelingt, dem Haus einen Kern zu geben, und dass man in diesem Haus nicht wohnen möchte (Abs. 11).

Eine ziemlich ambivalente Rezension liefert auch Kristina Maidt-Zinke (*Süddeutsche Zeitung*, 2008). Sie meint, dass alles im Roman „geradezu vorbildlich gewählt und gelöst“ ist: „die deutsch-deutsche Thematik, die sinnstiftende Konstruktion, die erhöhte Perspektive, der disziplinierte Erzählduktus“ (Abs.1). Gleichzeitig nennt sie den Gärtner ein retardierendes Moment, den Erzählerstil ein rigides Korsett, und behauptet, dass Erpenbeck eine „Neigung zu pornographischem Kitsch“ hat, und dass dies buchstäblich in die Hose geht (Abs. 1). Ihre Besprechung ist ziemlich oberflächlich und ohne überzeugende Argumentation, bevor sie am Ende ihr zwiespältiges Urteil fällt: „Dies ist ein Buch, das kaum einen Fehler hat und dem doch etwas Entscheidendes fehlt“ (Abs. 1). Worin dieses *etwas* aber besteht, wird in ihrer Besprechung nicht behandelt.

Noch weiter in einer negativen Richtung geht Alexander Cammann (*Frankfurter Rundschau*, 2008) in seiner Besprechung „Sommerhaus, früher“. Er kritisiert das Motiv von einem Haus als alltäglich (Abs. 1), und nennt die Verbindung zwischen Individuum und Geschichte peinlich trivial (Abs. 6). Deswegen meint er, dass Erpenbeck sich zu viel einfallen gelassen hat (Abs. 2), mit dem Resultat, dass der Roman mit Symbolbedeutung überlastet und sprachlich überkleistert ist (Abs. 4). Camman stellt die Frage, ob Jenny Erpenbeck zu viel gewollt hat, und benutzt ziemlich negative Wörter, wie zum Beispiel „Symbolsoße“, „Matsch“ (Abs. 9), und „gepeinigter Leser“, die kaum mehr umblättern mögen (Abs. 4). Er liefert eine eindeutig negative Rezension, was auch sein Privilegium ist, wenn er diese, durch auf dem Text beruhende Argumentation, unterstützt hätte.

Jenny Erpenbeck spricht nicht gern über Rezensionen, und sagt, dass es sie nicht interessiert, was andere Leute über sie denken. Laut der Verfasserin selbst sind die guten Kritiken, diejenigen die wirklich verstehen, worum es ihr geht, und nicht diejenigen, die sie loben

(Persönliche Kommunikation, 19.05.2016)³. Ich werde die oben erwähnten Rezensionen nach diesem Kriterium nicht bewerten. Thematisch relevant für meine Arbeit sind die Rezensionen von Granzin, Halter und Bucheli, ohne dass sie meine Interpretation wesentliche Ergänzungen zuführen, und punktuell herangezogen wird später in meiner Arbeit nur Katharina Döbler.

Einige Rezensenten legen also überhaupt nicht viel Wert auf den Heimat-Begriff in ihren Besprechungen, während andere dieses Thema in ihren Rezensionen hervorheben, und sogar mehrere Seiten von diesem Thema besprechen. Ich finde, dass viele von den Seiten des Romans, die in den Rezensionen präsentiert werden, ohne dass sie in Zusammenhang mit dem Thema Heimat gesehen werden, trotzdem eine enge Verbindung zu diesem Thema haben, und das Heimat-Thema scheint mir in diesem Roman so zentral, dass ich es den größten Teil meiner Aufmerksamkeit in dieser Arbeit widme.

Stand der Forschung

Der Roman ist häufig in der Presse kommentiert worden, und hat also sehr viel positive Aufmerksamkeit erhalten, ist aber noch nicht sehr viel in der Literaturwissenschaft behandelt worden.

In *Jenny Erpenbecks Roman „Heimsuchung - Eine kritische Untersuchung Teil I-III* (2011) liefert Hans Georg Wendland eine Einführung in den Roman. Diese Untersuchung enthält sehr viele Elemente und relativ rasche Konklusionen ohne ausreichende Argumentation, und er versucht, ohne eine definierte Perspektive, sehr viel in einem relativ kurzen Text (39 kurze Seiten) zu inkludieren, und seine Untersuchung hat wenig Relevanz für meine Heimat-Perspektive.

Die früher erwähnten Gedanken über Erinnerung und Verschwinden sind mit dem Thema von Wahrheit und Täuschung eng verbunden, die Marx und Schöll als einen roten Faden durch Erpenbecks gesamtes literarisches Werk sehen. *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks* (2014), von Marx und Schöll herausgegeben, ist eine Sammlung von 11 Beiträgen von verschiedenen Verfassern über mehrere Bücher von Jenny Erpenbeck, unter anderem zu dem Roman *Heimsuchung*. Friedhelm Marx und Julia Schöll nennen Jenny

³ Persönliches Gespräch mit Jenny Erpenbeck am 19.05.2016 in ihrer Heimat in Berlin. Ein Teil dieses Gesprächs ist veröffentlicht: Ann Solbjørg Holum Hansen: „Boka der flyktningenes verden møter vår verden“. *Dagbladet*, 7.02.2017.

Erpenbecks Bücher eine lange Reihe von Täuschungsgeschichten. Diese Täuschung tauche in Erpenbecks Büchern nicht nur als individuelle Verstellung auf, sondern zeige sich als vielfältige Wahrheiten auf allen Ebenen, wo Menschen beteiligt sind, sei es im eigenen Kopf, in der Familie, lokal, national, international, global, historisch, politisch usw., und laut Marx und Schöll, stellt sich Erpenbeck die Frage, ob es „überhaupt so etwas wie *eine* Wahrheit gibt“ (2014, S. 7). Der Beitrag von Julia Schöll behandelt „Jenny Erpenbecks Text- und Objektästhetik“ und setzt Erpenbecks Umgang mit *Dingen* und *Wörtern* in Verbindung mit dem Heimatbegriff. Ulrike Vedders Auseinandersetzung mit Zeit und Genealogie in Jenny Erpenbecks Literatur hat einige Aspekte, die für meine Behandlung von der Flüchtigkeit menschlicher Existenz in Verbindung mit dem Heimatbegriff von Bedeutung sind. Die Beiträge von Schöll und Vedder werden in meiner Auseinandersetzung mit dem Roman in relevanten Verbindungen herangezogen. Punktuell herangezogen werden auch die Beiträge von Gansel und Biendarra. Die übrigen Beiträge in Marx und Schöll (2014) behandeln Themen in Erpenbecks Werke, die zu meiner Perspektive nicht gehört.

In dem Aufsatz, „Reconsidering 'Heimat': Jenny Erpenbeck's Novel *Heimsuchung* (2008)“ von 2013, konzentriert sich, wie der Titel hier andeutet, Sven Kramer hauptsächlich auf Elemente, die mit dem Thema Heimat in Verbindung gesetzt werden können. Er gibt einen knappen geschichtlichen Überblick über den deutschen Heimatdiskurs, zeigt durch den Roman *Heimsuchung* Jenny Erpenbecks Beitrag dazu, und konkludiert, dass sie einen neuen Trend repräsentiert, und dass sie den deutschen Heimatdiskurs dekonstruiert und neudefiniert: „One might say that she introduces a post-national notion of *Heimat*“ (S. 209). Zusammen mit diesem Beitrag von Kramer, sind auch die Beiträge von, Blickle, Probst und Schuchmann relevant für meine Heimat-Perspektive, und werden später in meiner Arbeit punktuell herangezogen. Peter Blickle etabliert in seinem Aufsatz „Gender, Space and Heimat“ (2012) eine Verbindung zwischen Heimat, Identität und dem Roman *Heimsuchung*, und Inga Probst setzt verschiedene Interpretationsmöglichkeiten des Heimatbegriffes in Verbindung mit dem Thema Erinnerung in ihrer Arbeit „Auf märkischem Sand gebaut“ (2010). „'Die Zeit scheint ihr zur Verfügung zu stehen wie ein Haus': Heimat und Erinnerung in Jenny Erpenbecks *Heimsuchung*“, 2013 von Kathrin Schuchmann veröffentlicht, ist eine Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff in dem Roman *Heimsuchung*.

Theorie

Der Heimatbegriff ist sehr viel diskutiert und interpretiert worden, und eine Vielfalt von verschiedenen Bedeutungskomponenten des Begriffs sind in der Heimatforschung behandelt worden. Die Vielfältigkeit, die dieser Begriff enthält, lässt sich nicht in einer kurzen, treffenden Definition formulieren. Es gibt in der Begriffsgeschichte schon eine lange Tradition von einem Heimat-Diskurs, und es gibt zu diesem Thema sehr viel Literatur. In meiner Arbeit mit dem Roman *Heimsuchung*, habe ich deswegen viele verschiedene Texte des Heimatdiskurses herangezogen, um feststellen zu können, welche Interpretationsmöglichkeiten eigentlich in diesem Begriff „Heimat“ liegen. Weil der Hauptfokus meiner Arbeit nicht die Heimatforschung ist, sondern der Text *Heimsuchung*, werden hier, abgesehen von der historischen Annäherung von Christian Graf von Krockow (1989), nur die Theorien präsentiert, die in meiner Arbeit mit diesem Roman benutzt werden.

Der Heimatbegriff nimmt eine Sonderstellung in der deutschen Begriffsgeschichte ein. Heimat ist ein deutsches Thema, in dem Sinne, dass es in der Entwicklung Deutschlands als Nation eine große Rolle gespielt hat. In seinem *Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema* (1989) erklärt der Politikwissenschaftler und Historiker Christian Graf von Krockow diese Verbindung zwischen Deutschland und Heimat mit einem Mangel an einer einheitlichen deutschen Identität. Laut Krockow hat, im Vergleich mit zum Beispiel Frankreich, England und Amerika, die Geschichte Deutschlands keine deutlichen politischen Ideale produziert, die als vereinigende Kräfte eine nationale Identität formen könnten. Auf Grund dieses Mangels hat, so Krockow, sich Deutschland in seiner Identitätssuche, in der Frage nach Vaterland und Nation, die sich im Gefolge der französischen Revolution vom Westen drängte, rückwärtsgewandt, und eine deutsche Identität auf etwas Urdeutsches gebaut: „Die Begeisterung fürs Mittelalter, für Dome, Kaiserpfalzen und Staufer, die Rekonstruktion unserer Stammbäume bis zu Karl dem Großen oder noch weiter hinaus bis in den germanischen Wurzelgrund“ (S. 119). Das Urdeutsche wurde, laut Krockow, zu einer Selbstverherrlichung und ein Hinaufheben der eigenen Heimat, Deutschland. In zwei Weltkriegen sind Begriffe wie Heimat, Volk und Vaterland gemischt und erhoben worden, und mit den Nationalsozialisten in einen Angriff an und eine Vernichtung von allem was undeutsch war, eskaliert. Indem der Begriff Heimat mit dem Vaterland der Nationalsozialisten gleichgestellt wurde, sind durch die Verfolgung und Vernichtung von allem Fremden, dieser Begriff für die Deutschen, wenn nicht zerstört, jedenfalls negativ

belastet worden. Durch diese historische Belastung, wird für viele Deutschen, unter anderem die Heimatvertriebenen Deutschlands aus dieser Zeit, das Wort Heimat nie wieder heil. Krockow gibt eine historische Darlegung des historischen Hintergrunds des Heimatbegriffs, wenn man aber in den Heimatbegriff tiefer hineingreifen soll, muss man sich an andere Theoretiker wenden.

Bei den Gebrüder Grimm wird *Heimat* mit folgenden Bedeutungen aufgelistet: „das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“, „der Geburtsort oder ständige Wohnort“, und „das elterliche haus oder besitzthum“. Zusätzlich geben sie drei verschiedene Beispiele für „heimat in freierer anwendung“: a) „dem christen ist der himmel die heimat, im gegenteil zur erde, auf der er als gast oder fremdling weilt“. b) Heimat als Metapher für Zugehörigkeit/Verbindung. c) Eine Redensart für Zwecklosigkeit: alles, was in einer gegebenen Verbindung *keine Heimat hat* (Heimat, 2016).

Diese und viele andere Bedeutungen von dem Wort Heimat tauchen in dem Heimatdiskurs auf. Himmel, Familie, Kommune, Verein, Club, Berufsraum, Dorf, Kleinstadt, Kinderheimat, Ort oder Land der Geburt oder des dauernden Aufenthalts, Vaterland, Satisfaktionsraum des Subjektes, Gemeinschaft, Volk, Kultur, Trachte, Sitten und Bräuche, Brauchtum, Tracht und Mundart, kindliche Erfahrungsraum, Sozialisationsraum, Lebensraum, Wohnraum, Geborgenheitsraum, Region, Heim, heimisch, zu Hause, Behagen, Harmonie, Echtheit, Ideale, räumliche und soziale Nähe, affektive Bindung an die raumzeitliche, alltagsweltliche Orientierung einer Gruppe, Integration in eine überschaubare und mitgestaltbare Umwelt, Rückzugsraum, Territorium, kleines Milieu des Lebenspraxis, heile Welt, und notwendiges Raumkorrelat menschlichen Verhaltens, sind einige von den Wörtern und Ausdrücken, die Ina Maria Greverus in ihrer Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff benutzt, indem sie die Geschichte „verschiedene[r] Aspekte der Heimat-Problematik“ bespricht (1979, S. 18). Diese Auflistung sollte auch als eine Illustration der Vielfältigkeit von Konnotationen zu dem Wort Heimat dienen, die in dem Heimatdiskurs berührt werden.

So fasst Greverus ihre Arbeit unter dem Titel *Auf der Suche nach Heimat* (1979) zusammen:

Von der ideologieanfälligen Geschichte des Heimatbegriffs über die Fragen des Heimatverlusts und des „Heimweh“-Phänomens bis zur Auseinandersetzung mit den

heimatverhindernden bzw. –fördernden Planungen in unseren Gemeinden und einem notwendig neuen Verständnis von Heimat als identitätsgewährendem Lebensraum. (S. 18)

Es ist besonders ihre Neudefinierung des Heimatbegriffs, als für den Menschen Identität gewährendes Lebensraum, in der sie in dem territorialen Imperativ ihren Ausgangspunkt findet, die für meine Arbeit relevant ist. Der territoriale Imperativ bezeichnet ein angeborenes Bedürfnis in Menschen und Tieren, Territorium oder Revier zu nehmen und zu verteidigen. Inwiefern der territoriale Imperativ, nicht nur in der Tierwelt, sondern auch für Menschen gilt, und ob dieses Bedürfnis dann in dem Menschen angeboren, angelernt oder verordnet ist, sind umstrittene Fragen, und auf keinen Fall von den Theoretikern des Heimatdiskurses weder bewiesen noch wiedergelegt. Greverus spricht von einer „alternativen Einrichtung in einem Territorium, das er (der Mensch) sich als 'Heimat' aktiv und selbstgestaltend aneignen möchte. Die Lebensqualität Heimat ist weder angeboren noch kann sie verordnet werden, sondern sie ist eine Leistung des tätigen, sich Umwelt aneignenden Subjekts“ (S. 17). Greverus definiert weiter Identität, Sicherheit und eigene Aktivität als die wichtigsten Bedeutungskomponenten des Heimatbegriffs. Sie definiert Territorium als Lebensraum und Identitätsraum der Menschen, und präsentiert das raumbezogene Identifikationsbedürfnis der Menschen als so ausschlaggebend für menschliche Territoriumsbezogenheit, dass die beiden anderen Bedürfnisse, Sicherheit und Aktivität, diesem Identifikationsbedürfnis untergeordnet sind (S. 57). Der territoriale Mensch wird von ihr als ein Mensch beschrieben, „der seine Identität in einem Territorium findet, das ihm Verhaltenssicherheit gewährt, da in diesem Territorium Umwelt als 'Lebenswelt' zur 'Eigenwelt' geworden ist“ (S. 35). Sie sieht das Phänomen Aktivität „als menschliches Spezifikum der schöpferischen, gestaltenden Umweltaneignung (und deshalb als ein Identitätsmerkmal des Menschen, dessen Verlust zu Identitätsbeschädigung führen muss)“ (S. 33). Ich werde mich in meiner Arbeit auf Ina Maria Greverus und ihr Werk *Auf der Suche nach Identität* (1979) stützen. Die drei Hauptaspekte, die sie in ihrer Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff hervorhebt, Identität, Sicherheit und eigene Aktivität, sind in Bezug auf die Heimatvorstellungen der verschiedenen Romanfiguren sehr relevant. Greverus beschreibt Heimat als einen notwendigen, identitätsgewährenden Lebensraum, in dem der Mensch die biologischen Bedürfnisse „Inbesitznehmen und Gestalten eines Raums zur Heimat“ erfüllen kann (S. 23), eine Lebensqualität, der mehrere von den Romanfiguren beraubt werden. Greverus behandelt den Heimatbegriff in einer politischen/geschichtlichen Perspektive, die für meine Arbeit sehr

aktuell ist, weil *Heimsuchung* den Heimatbegriff verschiedener Personen durch etwa hundert Jahre deutscher Geschichte und wechselnder politischer Verhältnisse darstellt.

Andrea Bastian hat unter dem Titel *Der Heimat-Begriff* (1995) eine semantische Funktionsanalyse des Heimatbegriffs präsentiert. Sie hat die Semantik des Heimatbegriffs in einer diachronen Perspektive untersucht, und einen Vergleich zwischen den Bereichen Alltag und Theorie unternommen. Sie teilt den Gesamtkomplex Heimat in drei zentralen Bedeutungskategorien ein: Eine räumliche, eine soziale und eine emotionale Kategorie. Sie argumentiert, dass die Begriffe, die in der Begriffswelt Heimat auftreten, immer auf verschiedene Weise entweder mit Territorium (räumlich), Gemeinschaft (sozial) oder Heimatgefühl (emotional) verbunden sind. Auch wenn die verschiedenen Bedeutungselemente des Heimatbegriffs auf den ersten Blick in diese drei Kategorien nicht einpassen, argumentiert Bastian dafür, dass sie trotzdem ihre Wurzeln in einer oder mehreren von diesen Kategorien haben (S. 219). Sie gibt viele Beispiele dafür, dass verschiedene Bedeutungselemente innerhalb verschiedener Bedeutungsbereiche sich in diese Kategorien eingliedern lassen. Als Beispiel erwähne ich den Bedeutungsbereich der Religion, in dem ein Ausdruck wie „himmlische Heimat“ alle drei Kategorien in sich vereinigen:

- * räumliche (ein bestimmtes Territorium – Welt - , das gemäß des Schöpfungsauftrages zu gestalten ist; oder der territoriale Zuständigkeitsbereich einer Pfarrei),
- * soziale (ein mitmenschliches, von christlicher Nächstenliebe geprägtes Leben, das innerhalb einer Gemeinschaft/Gemeinde zu führen ist) und
- * emotionale (Gefühl der Zugehörigkeit, Geborgenheit, Sicherheit; gefestigt und bestärkt durch traditionelle, kirchliche Gebräuche) Aspekte. (S. 220)

Während Greverus mit ihrem Hintergrund in Volkskunde und Kulturanthropologie den Heimatbegriff aus einer Perspektive der menschlichen Natur und des menschlichen Benehmens untersucht hat, hat Bastian aus einer semantischen Perspektive eine begriffsgeschichtliche Untersuchung des Heimatsbegriffs aus einer funktionalen Betrachtungsweise durchgeführt. Mit anderen Worten richtet Greverus ihre Aufmerksamkeit auf die Seiten des menschlichen Verhaltens, die für eine Interpretation des Heimatbegriffs relevant sind: Menschliche Aktivität in Verbindung mit Heimatgestaltung, und den Bedarf nach Sicherheit und die Suche nach Identität als Zentrum dieser Aktivität. Bei Greverus wird Heimat das Ziel primärer Bedürfnisse der Menschen. Bastians Hauptfokus liegt nicht auf

menschlichem Benehmen, sondern auf der menschlichen Sprache, und auf dem sprachlichen Gebrauch und der Bedeutung von dem Heimatbegriff. Trotz zwei verschiedener Ausgangspunkte und Hauptfokus, berühren beide in ihrer Arbeit die meisten von den oben erwähnten Bedeutungskomponenten des Heimatbegriffs, und ihre Arbeiten sind nicht widersprüchlich, sondern füllen einander aus.

Der Mensch ist Leib und Seele, ein emotionales, psychologisches Wesen in einem Körper, der zu einer gewissen Zeit in einem gewissen Raum lebt. Alle Interpretationen des Heimatbegriffs haben auf verschiedene Weise ihren Ursprung in dem menschlichen Wesen, Leib und Seele, und infolgedessen lassen sich diese verschiedenen Interpretationen in zwei Hauptkategorien des Heimatbegriffs einordnen lassen: Eine psychologische und eine geographische Kategorie. Heimat ist der Raum in dem der Mensch lebt, und dieser Raum ist sowohl ein geographischer Raum, in dem er seinen Körper aufbewahrt, als auch ein psychologischer Raum, wo er als psychologisches Wesen existiert. Die zwei Kategorien sind mit einander eng verbunden, und die verschiedenen Komponente des Heimatbegriffs lassen sich nicht einfach in die eine oder andere kategorisieren, sondern haben eine enge Verbindung zu beiden, genau wie Seele und Körper sich nicht teilen lassen. Die menschlichen Bedürfnisse, auf denen Greverus in ihrer Heimatdefinition viel Wert legt, Identität, Sicherheit und eigene Aktivität, sind wichtige Faktoren der psychologischen Entwicklung eines Menschen, die mit seinem geographisch definierten Raum, seiner Heimat, eng verbunden sind. Andrea Bastians drei Kategorien, räumliche, soziale und emotionale Bedeutungen, sind auch eine gute Illustration dafür, dass die psychologischen und geographischen Faktoren sich schwierig separieren lassen. Alle drei Kategorien sind in einem bestimmten Raum, sowohl als in bestimmten menschlichen Gefühlen verankert. Innerhalb dieser beiden Kategorien, Psychologie und Geographie dienen Aspekte der Arbeiten von sowohl Greverus als auch Bastian dazu, einige Aspekte meiner Analyse zu beleuchten.

Die vorliegende Arbeit ist kein Versuch, einen ausführlichen, erschöpfenden Übersicht über sämtliche Heimatvorstellungen der Heimatforschung zu geben, sondern wird um die Seiten des Heimatbegriffs konzentriert, die in Verbindung mit den Geschichten der verschiedenen Figuren aktuell sind, unter anderem: Heimat als Territorium und Erbe, Identität, Sicherheit, sozialer Raum, Sprache, Vaterland, Kinderheimat, Falle und Paradies auf Erde. Andere Aspekte des Heimatbegriffs, die in meiner Arbeit auch behandelt werden: Die Erde als Heimat der Menschen im Kontrast zu Natur und Ewigkeit, Heimat im Himmel, Heimat im

Herzen/Mobilität und Heimatverlust als Identitätsverlust. Heimat wird hier nicht als ein jüdisches Wort problematisiert, weil es im Roman von assimilierten Juden handelt, und ich lege wenig Wert auf ostdeutsche Besonderheiten dieses Worts, weil das von Erpenbeck im Roman nicht problematisiert wird.

Die Personen

Der Großbauer und seine vier Töchter

Im Rahmen dieses Romans ist der Großbauer der erste Bewohner, des in der Eiszeit geformten Gebiets am märkischen See. Die wichtigsten Elemente dieses Kapitels werden früh angegeben: Dass er ein *Großbauer* ist und dass er vier Töchter hat, werden schon im Titel angegeben, und dass Sitten und Gebräuchen in seinem Leben eine große Rolle spielen, wird schon bei der einigermaßen merkwürdigen Frontposition einer langen Beschreibung von Heiratsgebräuchen am Anfang des Kapitels angegeben, bevor die Personen dieses Kapitels überhaupt introduziert werden.

Der Großbauer wird dann gerade durch seine vier Töchter, sein Sonntags-kutschieren durch das Dorf und seine vererbte Position als Großbauer und Schulze introduziert. Die Männer in dieser Familie haben immer eine wichtige Position in der Gesellschaft gehabt: Der Vater des Schulzen war Schulze, und dessen Vater war Schulze, und dessen Vater war Schulze, und immer so weiter zurück bis sechszehnhundertundfünfzig. Der König selbst hat den Vater des Vaters des Vaters des Vaters des Schulzen zum Schulzen bestellt (*Heimsuchung*, S. 16). Der Klassenbewusstsein und Hochmut des Großbauers zeigt sich in seinem sonntäglichen Kutschieren mit seinen Töchtern durch das Dorf (*Heimsuchung*, S. 17), und in der Haltung, dass kein Mann im Dorf für seine Töchter gut genug ist (*Heimsuchung*, S. 18). Er ist sehr bewusst, dass sie nicht unter ihrem Stand heiraten müssen. Die weißen Strümpfe der Pferde werden ein Symbol dieses Ehrgeizes, und hier liegt eine indirekte Kritik an der Klasseneinteilung und dem Hochmut der oberen Klassen.

Der Großbauer hat eine materialistische Weltanschauung, und legt sehr viel Wert auf Position und Besitz. Ihm fehlt die Einsicht, dass es ihm nicht besser gehen wird, als allen anderen Menschen auf der Welt. Sein Streben gibt ihm auch schließlich keine dauerhafte Position in der Welt. Das erste, was über den Großbauer erzählt wird, ist dass er vier Töchter hat, und gerade danach erfahren wir wie die Männer dieser Familie einander in Generationen abgelöst

haben (*Heimsuchung*, S. 16). Diese zwei Tatsachen sind die ersten Anzeichen der Auflösung, oder des Anfangs des Endes, dieser alten Familie. Zunächst wird das Symbol seines Ehrgeizes, die weißen Strümpfe der Pferde, schnell „bespritzt“ (*Heimsuchung*, S. 17), als noch ein Symbol des Verfalls. Später erfahren wir, dass das Grundstück, das ihm zum Großbauer macht, um 1650 seinem Urahn zum Lehen gegeben wurde (*Heimsuchung*, S. 17). Es ist allgemein bekannt, dass die Pächter sich auf keinen Fall leicht gebettet hatten, und wir verstehen, dass der Ursprung des Großbauers vielleicht niedriger ist, als die Situation von den Männern, die er für seine Töchter nicht gut genug findet. In dieser Weise symbolisiert sein Hochmut die vergebliche Mühe der Einzelmenschen, sich in der Welt eine Sonderstellung zu verschaffen.

Keine von den vier Töchtern heiraten, und die Geschichte von dieser Familie endet hier. Grete würde ihrem Stand nach heiraten, aber wegen Komplikationen mit Erbe und Grundstück verschwindet ihr Verlobter. „Hedwig lässt sich mit einem Handwerker ein“ (*Heimsuchung*, S. 19), und wird schwanger. Der Großbauer verjagt den Mann, und sperrt Hedwig ein, bis sie das Kind verliert. Emma wird nicht einmal als heiratswert beurteilt, weil sie ganz andere Qualitäten hat:

Emma, die drittälteste Tochter des Schulzen, hätte sicher zum Schulzen getaugt, wenn sie als Mann auf die Welt gekommen wäre. Sie geht dem Vater bei allem zur Hand, entscheidet wenn er abwesend ist, über die Kontributionen der Dörfler, stellt Knechte und Mägde ein, überwacht Holzungen, Felder und Vieh. (*Heimsuchung*, S. 19)

In dieser Beschreibung von der Tochter Emma liegt eine feministische Kritik an der damaligen Gesellschaft. Obwohl Emma die notwendigen Qualitäten besitzt, endet die Reihe von Schulzen hier, nur weil sie nicht als Mann auf die Welt gekommen ist. Die Traditionen der Familie von Schulzen hätten eventuell weiter gelebt, wenn die damalige Gesellschaft die Frauen nicht nur für Heirat und Kindergeburt determiniert sah.

Seine jüngste Tochter, Klara, wird sogar verrückt, und begeht Selbstmord. So geht die Erbfolge dieser Familie zu Grunde, und wenn der Großbauer weg ist, läuft alles ohne ihn weiter. Die Hochzeit-Regeln am Anfang werden ein Symbol des menschlichen Denkens und Strebens, und die Entwicklung dieser Geschichte erhebt die existenzielle Frage nach der

Position und Bedeutung des Einzelmenschen in einem größeren Zusammenhang: Wenn diese Menschen tot sind, was haben sie dann für einen Unterschied gemacht?

In der Geschichte vom Großbauer ist der Heimatbegriff mit Verankerung und sozialer Position und Sicherheit verbunden, und die Heimatvorstellung ist sehr eng an die Familie begrenzt. Durch Jahrhunderte hat diese Familie die Traditionen der Vorfahren aufrechterhalten, und die Heimat bewahrt und als Erbe an die nächste Generation weitergeführt. Laut Greverus, kann die Lebensqualität Heimat nicht angeboren oder verordnet sein, sondern ist eine selbstgestaltende Leistung des aktiven Subjekts, und die Passivität, die im Wesen der Erbe liegt, kann keine wahre Heimat leisten (1979, S. 17). Heimat repräsentiert für den Großbauern auch keine heimatliche dörfliche Nachbarschaft, sondern ist hier sozial und räumlich an die eigene Familie und den eigenen Bauernhof begrenzt. Der Großbauer hat kein Interesse an der Gemeinschaft mit den anderen Dörflern, sondern ist nur damit beschäftigt, sein Territorium zu schützen, und die eigene nahe Heimat, das Haus und seinen Bauernhof, zu bewahren. Die Dichotomie von Heimat und Fremde wird oft als ein Gegensatz zwischen dem Heimatlichen/Bekanntem und dem Unbekanntem verstanden. Im Bewusstsein des Großbauers wird die Grenze der sicheren Heimat gegen das Fremde/Unbekannte, gegen das, was man sich wehren muss, wie eine Mauer um den eigenen Bauernhof gezogen. Das Fremde/die Anderen sind alles und alle außer der eigenen Familie. Er hat also keine Anknüpfung an dem Ort, nur an der eigenen Heimat, und trotzdem ist er so sesshaft, dass es ihm nie einfallen würde, etwas anderes zu suchen.

Emotionale Aspekte des Heimatbegriffs sind „Gefühl der Zugehörigkeit, Geborgenheit, Sicherheit; gefestigt und bestätigt durch traditionelle kirchliche Gebräuche“ (Bastian, 1995, S. 220). Die Zugehörigkeit des Großbauers wird durch die lange Tradition von Schulzen bestätigt, und dass er sich in seinem engen Territorium sicher und geborgen fühlt, wird durch die lange Beschreibung von Sitten, Gebräuchen und Aberglauben in Verbindung mit Heiraten und Hochzeit in der Einleitung symbolisiert. Wir sehen hier ein ironisches Paradox in seiner Heimat-Auffassung, indem er sozial von den Dörflern Abstand nimmt, aber in den Sitten und Gebräuchen dieser Gegend eine emotionale Zugehörigkeit findet. Wahrscheinlich liegt das an seiner hochmütigen Natur, so dass er diese Gebräuche nicht als Gemeinschaft mit den Dörflern sieht, sondern als familiäres Erbe. So verstanden, funktionieren die Sitten und Gebräuchen hier auch nur als noch eine Bestätigung seiner Hochmut.

Ina Maria Greverus benutzt Verhaltensforscher Robert Ardreys Begriff *territorialen Imperativ* als Ausgangspunkt, wenn sie menschliche Territoriumsbezogenheit als ein Grund-Bedürfnis des Menschlichen Wesens und ein raumbezogenes Identifikationsbedürfnis definiert, und Aktivität und Sicherheit als subsumierte Bedürfnisse charakterisiert (1979, S. 57). Die Heimat wird als privates Territorium und Lebensraum gesehen, in dem der Mensch seine Identität entwickelt. Die Identität des Großbauers wird ausschließlich durch seine Zugehörigkeit zu der Heimat, seinem Bauernhof, und durch seine Funktion als Schulze definiert. Seine Aktivität besteht darin, die Position der Familie in der Gesellschaft zu bewahren. Schließlich symbolisiert seine Namenlosigkeit hier auch, dass seine Funktion wichtiger ist, als seine Position als Individuum. Dass er sich als Großbauer und Schulze identifiziert, bestätigt seine Lebensauffassung, und wird direkter Anlass seiner Niederlage in dem Projekt, die Familie und die Heimat zu bewahren, und mit ihm geht die Familie zu Grunde.

Die *Heimsuchung* des Großbauers besteht darin, dass er von seiner Vergangenheit heimgesucht wird, und dadurch seine Existenz und seine eigene Suche nach Heimat und Identität definiert. Dadurch verliert er auch die eventuelle Möglichkeit, besondere Spuren von seiner Existenz hinter zulassen. Seine Geschichte kann als eine negative Antwort auf Jenny Erpenbecks Fragen betrachtet werden: Was kann man als Mensch eigentlich erreichen, und wie weit kann man auf Dauer über seine Existenz hinauswachsen? (Reif, 2009, S. 943).

Seine Tochter, Emma, teilt seine Heimatvorstellung. Sie wird als ein weibliches Spiegelbild ihres Vaters dargestellt, und repräsentiert eine mögliche Weiterführung seiner Tradition, die in dieser Gesellschaft, wegen ihres Geschlechts, unmöglich wird. Seine anderen drei Töchter repräsentieren eine ganz andere Interpretation des Heimatbegriffs. Die Heimsuchung von Grete, Hedwig und Klara ist nicht in der Tradition und Geschichte der Familie verankert. Sie sind alle bereit, die eigene Heimat ihrer Kindheit für die Liebe zu verlassen, um mit ihren Geliebten eine neue Heimat zu bauen. Während Emma ihre Identität in der Sicherheit ihrer Kinderheimat und in der Geschichte der Vorfahren findet, suchen ihre Schwester in die Fremde, und riskieren alles um ihre eigene Identität zu entwickeln. In dieser patriarchalen Gesellschaft scheitern ihre Versuche, ihren eigenen Weg zu finden, und sie werden in der Kinderheimat gefangen. In dieser Weise repräsentieren die vier Töchter des Großbauers einen negativen Aspekt des Heimatbegriffs, dadurch, dass hier destruktive Kräfte der Heimat sie in ihrer Entwicklung zurückhalten.

Der Architekt

Das Kapitel des Architekten fügt sich in eine Reihe von Erzählungen hinein, die das geteilte Heimatland Deutschland beschreiben. Wie zum Beispiel die Erzählung *Der geteilte Himmel* von Christa Wolf (1963), präsentiert dieses Kapitel des Architekten eine Vorstellung von einer geteilten Heimat, und der Kontrast zwischen Ost und West wird hier hervorgehoben. Der Architekt hat das Gefühl, *in der Ostzone gehalten zu werden*, und dass *die Heimat zur Falle wird* (*Heimsuchung*, S.41). Gleichzeitig wird durch das ganze Kapitel betont, dass er „schon in zwei Stunden in der S-Bahn nach West-Berlin sitzen wird“ (*Heimsuchung*, S. 35), und dass er „den rettenden Westen“ (*Heimsuchung*, S. 39) erreichen wird. Man kann in diesem Kapitel einen leisen traurigen Ton spüren, den man in Verbindung mit dieser Teilung der Heimat setzen kann: „Es ist schon bitter, dass er jetzt alles eingraben muss“ (*Heimsuchung*, S. 34). Weil die politischen Verhältnisse seines Heimatlandes ihm jetzt bedrohen, ist der Architekt am Anfang des Kapitels schon bereit, sein Haus und sein Grundstück zu verlassen, und aus dem Osten zu flüchten. Er wird von Kräften außer seiner Kontrolle, die er mit seinen vier Wänden auszuschließen versucht, schließlich eingeholt (Kramer, 2013, S. 203).

Die Umstände seiner Flucht werden im Roman erst nicht direkt ausgesprochen, aber die Teile des Puzzles fallen langsam auf ihre Plätze. Erst hören wir, dass ein Bau in der Friedrichstraße in der Mitte Berlins „ihn jetzt zu Fall gebracht hat“ (*Heimsuchung*, S. 36). Später wird diese Information erweitert: „Einen Bau für den Staat, der ihn jetzt davonjagt“ (*Heimsuchung*, S. 38). Für diesen Bau hat er eine Tonne Messing-Schrauben von seinem eigenen Geld im Westen gekauft, und dafür riskiert er jetzt fünf Jahre Gefängnis. Der Architekt lebt und arbeitet in Übereinstimmung mit dem politischen System der DDR, kann aber trotzdem als ein Sprachrohr für eine begrenzte Systemkritik gegen die DDR gesehen werden: „Mit den Arbeitern und den Bauern hat er sich immer verstanden. Aber nicht mit dem Staat, in dem der eine Beamte nicht wusste, was der andere tat“ (*Heimsuchung*, S. 42). Die politische Kritik wird hier durch verschiedene Variationen über den mehrmals wiederholten Ausdruck: „Überhaupt weiß er viel weniger als er einmal wusste“ (*Heimsuchung*, S. 34), „Weiß wirklich nicht mehr, was er irgendwann einmal wusste,“ (*Heimsuchung*, S. 35), „Viel weniger weiß er, als er damals wusste“ (*Heimsuchung*, S. 38), und ganz am Ende des Kapitels: „Viel weniger weiß der Architekt, als er einmal wusste“ (*Heimsuchung*, S. 44). Das für die Bürger

Unverständliche an der DDR-Politik wird durch diese Wiederholungen hervorgehoben. Die gleiche Funktion hat ein Kommentar über die Reichssegelflugschule „die kurz nach dem Ende des Krieges gesprengt wurde, keiner wusste, warum“ (*Heimsuchung*, S. 37). Es wird auch mit einer sehr sarkastischen Metapher über die Enteignung der Kommunisten berichtet:

..., jetzt fiel es ihnen ein; plötzlich, mitten im Frieden, Mannesmann Luftschutz, lasse den Gegner nicht aus den Augen. Wie Kinder einem Tier, auf dessen Wesen sie sich gar nicht verstehen, rissen sie jetzt dem Spielzeug den Kopf ab und würden sich wundern, wenn das Ding dann bald zu zucken aufhörte. (*Heimsuchung*, S. 41)

Das politische System der DDR wird als einen Krieg im Frieden beschrieben, und die wechselnden Systeme und neue Bedingungen, die den Menschen durch politische und historische Änderungen aufgezwungen werden, kommen durch die Frustration des Architekten zum Ausdruck, wenn er seine Heimat jetzt verlassen muss:

Sein ganzes Leben hatte er dafür gearbeitet, das Geld in etwas Wirkliches umzuwandeln, hatte erst die eine Hälfte der Scholle gekauft, und das Haus darauf gebaut, später die andere Hälfte mit dem Steg und das Badehäuschen dazu, sein ganzes, schwer erarbeitetes Geld war hier festgewachsen, war buchstäblich als Eichen, Erlen und Kiefern hier verwurzelt, Geld anlegen, hatte das früher geheißen, das Geld in unruhigen Zeiten in beständigen Werten anlegen, so hatte er es gelernt, leider war inzwischen dem, was er gelernt hatte, die Wirklichkeit abhanden gekommen, in der märchenhaften Unordnung, die die Russen den Deutschen hinterlassen hatten, war nur zu bedauern, wem ein Stück Land gehörte, und kein fliegender Teppich. (*Heimsuchung*, S. 41)

Hier kommt ein Dualismus des Heimatbegriffs zum Ausdruck. Heimat gibt den Menschen starke Wurzeln, die ihn zu einem bestimmten Ort binden, und eine Erfüllung von den Bedürfnissen nach Identität, Sicherheit und Aktivität ermöglichen (Greverus, 1979, S. 57). Gleichzeitig symbolisiert hier der fliegende Teppich, dass der Mensch auch, wie der Architekt, immer bereit sein muss, sich in Bewegung zu setzen, wenn die Verhältnisse es fordert. Wie es der Architekt im Krieg gelernt hat: „behalte immer deinen eigenen Rückzug im Auge“ (*Heimsuchung*, S. 39). Wenn die Wurzeln der Heimat aus irgendeinem Grund verrotten und faul werden, ist es für den Menschen, um noch eine Metapher zu benutzen, auch notwendig, tragfähige Flügel zu besitzen. Auch die früher erwähnten Wiederholungen davon, dass der Architekt heute viel weniger weiß, ist auch eine Metapher für die fehlende Stabilität,

und die Unsicherheit einer Heimat, auf die ein Mensch vorbereitet sein muss. Wenn man so sesshaft wird, dass man die Verhältnisse um die Heimat nicht beachtet, und nicht bereit ist, sich in Bewegung zu setzen und die Heimat zu verlassen, kann die Heimat das Leben gefährden, und zur Falle werden.

Der Architekt wird zuerst im Kapitel „Der Großbauer und seine vier Töchter“ als Käufer eines Grundstücks im Wald introduziert. Dann hören wir, im Kapitel „Der Gärtner 2“, dass er ein Haus „für sich und seine Frau auf dem Grund der Klara Wurrach bauen lässt“ (*Heimsuchung*, S. 28), und dass er dem Gärtner den Auftrag gibt „bei der Umwandlung des Waldes in einen Garten“ (*Heimsuchung*, S. 29) behilflich zu sein. Der Vetter vom Architekten ist Gartenarchitekt, und macht auch beim Planen dieser Umwandlung mit. Der Architekt will also die Natur nach menschlichen Wünschen und Bedürfnissen umbauen. Das Resultat wird eine Mischung zwischen dem ursprünglichen Wildnis der Natur und die menschlich umgeformte Landschaft. Das ist auch eine ausgesprochene Philosophie des Architekten: „Die Wildnis bändigen und sie dann mit der Kultur zusammenstoßen zu lassen, das ist die Kunst, sagt der Hausherr“ (*Heimsuchung*, S. 31). Egal was hier gebaut wird, werden Materialien aus der Natur bevorzugt: Reetdach, Sandstein, Natursteinplatten, und so weiter: „Feldsteine, Stroh, Reibeputz, alles Materialien aus dieser Gegend ... Das Haus sollte aussehen, als sei es hier gewachsen, wie etwas Lebendiges“ (*Heimsuchung*, S. 42). Diese Vorliebe für Naturmaterialien und den Wunsch in Pacht mit der Natur bauen zu können, haben mehrere Symboleffekte. Sie symbolisieren eine Art Flucht aus der modernen Welt, die oft aus Beton und Kunstmaterialien gebaut wird, und funktionieren als ein Gegenstück zu der Fremdheit der „betonierten und vorfabrizierten Umwelt der modernen Gesellschaft“ (Greverus, 1979, S. 25). Greverus benutzt Ausdrücke, wie „Spur der Steine“ und „Die magischen Geister des Holzes, und erklärt diesen Hang zu Naturmaterialien als eine „tätige Beziehung des Menschen zur Umwelt in der eigenen Heimat“, die „der eigenen individuellen Tätigkeit ermöglicht“ (1979, S. 25). So interpretiert symbolisieren die Naturmaterialien die menschliche Aktivität in der Gestaltung der Heimat, die Greverus betont, sowohl als auch die Nähe zu der Umwelt der Heimat, indem der Mensch die Materialien aus der nahen Umwelt nach Hause trägt, und sich ein Haus baut. Gleichzeitig werden die Naturmaterialien ein Symbol einer Rückkehr in die Natur, und des Menschen als eine Mischung von Natur und Kultur. Der Architekt kauft sich ein Grundstück im Wald, aber er will „Die Wildnis bändigen“. Er will also zurück in die Natur, versucht sich aber zum Herrn über sie zu machen. Das Haus ist ein Symbol des Zähmens der Natur, und ein Sinnbild für Sesshaftigkeit (Probst, 2010, S. 73).

Wenn der Architekt sein Porzellan und Silberbesteck vor seiner Abreise begräbt, wird eine Parallele zu dem menschlichen Pflanzen in der Natur gezogen: „Der Architekt schüttet die Löcher zu und fragt sich, ob jetzt aus den Zinnkrügen Zinnkrüge wachsen werden, aus den Tellern und Tassen Teller und Tassen, und aus Gabeln, Messern und Löffeln Gabeln, Messer und Löffel, aufschießend zwischen den Rosen“ (*Heimsuchung*, S. 35). Diese humoristische Überlegung wird eine Art komisches Bild für den menschlichen Übermut in seinem Umgang mit der Natur, und noch ein Bild dafür, dass der Mensch in der Natur eine sehr begrenzte Rolle spielt. Dass das Haus als etwas Lebendiges aussehen sollte, wird eine Metapher für eine Heimat, die sich ständig ändert. Die berufliche Beschäftigung des Architekten mit Heimat planen gibt ihm eine Sonderstellung in Bezug auf den Heimatbegriff im Roman, und er wird ein handelndes Subjekt in dem Prozess, die Heimat zu entwickeln, indem er das so geplant hat. „Heimat planen, das ist sein Beruf“ (*Heimsuchung*, S. 38). Er hat eine bewusste Vorstellung davon, dass sich die Heimat mit Erfahrungen, Erinnerungen, wechselnden Zeiten, politischen Umwälzungen, und so weiter sich in einem dynamischen Änderungsprozess befindet, oder sich befinden muss.

Die Heimatvorstellung, die in dem Kapitel des Architekten dargestellt wird, ist von Zufall, Relativität und Vergänglichkeit geprägt:

Vier Wände um ein Stück Luft, ein Stück Luft sich mit steinerner Krallen aus allem, was wächst und wabert, herausreißen, und dingfest machen. Heimat. Ein Haus die dritte Haut, nach der Haut aus Fleisch und Kleidung. Heimstatt. Ein Haus maßschneidern nach den Bedürfnissen seines Herrn. (*Heimsuchung*, S. 38)

Erstens signalisiert Heimat als „vier Wände um ein Stück Luft“, dass Heimat für jeden im Ausgangspunkt überall geplant und gebaut werden kann, egal wo man geboren oder aufgewachsen ist, weil es die Bestandteile Luft und Naturmaterialien überall gibt, und dass diese Heimat dann überall „dingfest“ gemacht werden kann. Die Wortwahl „dingfest“ kann hier sowohl *Heimat* als *überall möglich* unterstützen, als auch eine Interpretation von Sesshaftigkeit als etwas Negatives andeuten. In dieser Verbindung meint der Architekt auch, dass: „Wer baut, klebt nun einmal sein Körper an die Erde“ (*Heimsuchung*, S. 42). Die Beschreibung von Heimat als „eine dritte Haut, nach der Haut aus Fleisch und Kleidung“, bestätigt eine weniger ortsgebundene Heimatvorstellung, indem man sich diese dritte Haut

überall anziehen kann. Die Metapher von dem Haus als eine dritte Haut, setzt auch voraus, dass die menschliche Haut das erste Haus ist. So interpretiert, liegt hier noch eine Bestätigung der Losgerissenheit oder Ortsfreiheit einer Heimatvorstellung, weil der Körper dann als Heimat der Seele dargestellt wird. Es wird hier beschrieben, wie der Architekt jede winzige Kleinigkeit des Hauses nach den Bedürfnissen von sich und seiner Frau „maß geschnitten“ hat, und dann: „Und jetzt musste er froh sein, das blanke Leben zu retten, die dritte Haut sich abziehen zu lassen“ (*Heimsuchung*, S. 39). Hier ahnt man auch eine Parallele zu dem menschlichen Streben des Großbauers, seine Position zu erhalten und sein Fokus an Kleinigkeiten, die nachher keine Spuren hinterlassen. Diese Vorstellung von dem präglösen Leben der Menschen kommt auch ganz am Ende des Kapitels des Architekten zum Ausdruck: „Wenn man geht und sich umdreht, sieht man wieder die Vorderansicht, so als wäre man nie drinnen gewesen, sieht man genau dasselbe, was einen beim Kommen begrüßt hat“ (*Heimsuchung*, S. 44). Richard, der Protagonist im Roman *Gehen, ging, gegangen* macht sich auch Gedanken über die „Vergänglichkeit all dessen, was Menschen bauen“ (Erpenbeck, 2015, S. 41).

Der Kontrast zwischen der täglichen Aktivität des Architekten in der Heimat und den jetzt lebensbedrohenden politischen Umständen ist noch ein Beispiel dafür, dass Zufall, Relativität und Vergänglichkeit mit dem Heimatbegriff eng verbunden sind. Einen ähnlichen Kontrast als Symbol für die Relativität des Daseins sehen wir in der Episode aus dem ersten Krieg, als der Luftschiff des Architekten und seiner Kameraden über Belgien getroffen wird, und nur Zufall entscheidet ob sie sterben oder überleben: „Aus purem Zufall wurden sie also nicht erschossen, sondern durften auf einer belgischen Leiter wieder herniedersteigen ins Leben“ (*Heimsuchung*, S. 39). Der gleiche Zufall bestimmt das Resultat der arischen Frage: „Das Ja und das Nein“ (*Heimsuchung*, S. 43). Das Resultat von seinem Ja und dem Nein des Tuchfabrikanten wird zufällig aber verhängnisvoll, indem sie beide jüdischer Abstammung sind. Der Architekt antwortet erst nein auf die Frage nach arischer Abstammung, darf aber seine Antwort ändern, weil er nach dem Rat von einem Beamten, den er zufällig kennt, seine Antwort von nein zu ja ändert, und im Gegensatz zu dem Tuchfabrikanten sein Leben rettet.

Wie das Haus mit einer Art Beseelung als eine dritte Haut beschrieben wird, wird das runde Fenster des Hauses mit einer ähnlichen Vermenschlichung als ein Auge gegen die Welt beschrieben: „ein kleines Fenster hat er dort eingebaut, halbrund, vom Strohdach beschattet wie ein Auge“ (*Heimsuchung*, S. 36). Dass das Haus/die Heimat auf diese Weise in beiden

Beispielen mit menschlichen Qualitäten ausgestattet wird, kann als ein Ausdruck der nahen Bindung und emotionalen Anknüpfung des Menschen zu seiner Heimat interpretiert werden. Diese Körpermetaphorik ist auch ein Sinnbild der Verbindung zwischen Haus/Heimat und Identität.

Dass die Wahrheit auch ein relativer Begriff ist, und dass es nicht nur eine Wahrheit gibt, sondern mehrere, wird hier auch stark betont: „Deutsches Stellungsgebiet hieß für sie das Dorf, dem sie ihr Leben verdankten, Heimat hieß es für die belgischen Bauern, und die Front verlief vielleicht genau zwischen den Schnurrbarthaaren der schlafenden Katze“ (*Heimsuchung*, S. 39). Das farbige Fensterglas ist auch ein Symbol dafür, dass die Wirklichkeit von dem Betrachter gefärbt wird, und dass die Wahrheit des einen von dem anderen meistens nicht verstanden wird:

Von außen erscheint das farbige Glas in den Wohnzimmerfenstern, an denen er jetzt vorbeigeht, stumpf und verweigert den Einblick, lebendig wird das Licht erst, wenn man hinter dem Glas sitzt, erst dann wird es eigentlich sichtbar als Licht, dann nämlich, wenn es benutzt wird. (*Heimsuchung*, S. 42)

Das Verhältnis des Architekten zu der eigenen Heimat steht in starkem Kontrast zu dem des Großbauers. Im Gegensatz zu dem Großbauer besteht seine Heimsuchung nicht nur darin, dass er von seiner Vergangenheit oder Erinnerungen heimgesucht wird, sondern auch darin, dass er immer eine Heimat sucht, einen Raum wo er glücklich sein kann. Während der Großbauer sehr sesshaft ist, und eine sehr beschränkte Vorstellung von der eigenen Heimat hat, ist der Architekt von Mobilität und Anpassungsfähigkeit geprägt. Erstens verlässt er seine Heimat, seine Frau und sein Kind, um mit einer neuen Frau, eine neue Heimat zu schaffen. Zweitens ist er am Ende bereit, seine Heimat noch einmal zu verlassen, um in der BRD eine neue Heimat zu suchen, wenn seine Sicherheit von den Behörden seines Vaterlandes bedroht wird. Laut Greverus erfüllt der Staat hier nicht „die politische Aufgabe Heimat“. Weil selbstgestaltende Aktivität in einem Territorium für die Menschen so wichtig sind, ist es eine zentrale politische Aufgabe, „dem Menschen reale Chancen für selbstbestimmende Handeln zu geben“ (1979, 17), und die beschränkte Freiheit der DDR entnimmt den Menschen diese Möglichkeit: „Wären die Scholle, das Haus und der See nicht seine Heimat, hätte es ihn niemals in der Ostzone gehalten. Jetzt wurde ihm die Heimat zur Falle“ (*Heimsuchung*, S.

41). Wenn er dann in der DDR bleiben würde, würde er die Grundlage seiner Aktivität verlieren, und eine mögliche Identitätsbeschädigung erleiden (Greverus 1979, 33).

Der Architekt ist auch ein Nest-Bauer, der eine Heimat für sich und seine neue Frau baut, und er versucht allen ihren Wünschen nachzukommen, um sie in ihrer neuen Heimat glücklich zu machen. Mit den Begriffen von Greverus könnte man sagen, dass er sich ein Territorium kauft, auf dem er seine Heimat baut, um für sich und seine Frau Sicherheit im eigenen Heim zu verschaffen. Seine Aktivität ist das Bauen, indem er Architekt, oder Baukünstler ist. Seine Identität entwickelt er durch diesen Bau, und er wird auch durch seine Position als Architekt definiert, dadurch, dass er auch keinen Eigennamen hat, sondern nur als „Der Architekt“ benannt wird. Das arabische Motto am Anfang des Romans, „Wenn das Haus fertig ist kommt der Tod“ (*Heimsuchung*, S. 7) scheint hier relevant zu sein, obwohl der Architekt nicht stirbt, sondern flüchtet. Dieses Sprichwort kann als eine Metapher für menschliche Aktivität als solche gelten, die Greverus in Verbindung mit dem Heimatbegriff beschreibt. Diese Aktivität ist ein natürlicher Bestandteil der Heimat das ganze Leben, und wenn diese Aktivität aufhört, hört die Heimat auf, eine Heimat zu sein.

Mit den Bedeutungskategorien von Andrea Bastian lässt sich auch den Heimatbegriff des Architekten gut charakterisieren. Die räumlichen Aspekte werden deutlich, wenn er in „seinem Territorium“ beim Abschied spazieren geht. Sein geographischer Raum enthält das Haus, die Terrasse, die Holzschuppe, das Bienenhaus, die Werkzeugschuppen, den Steg, das Bootshaus, das Badehaus, das Grundstück mit dem Garten und den See. Die sozialen Komponenten seines Heimatbegriffs sind wenig beschrieben, und scheinen, abgesehen vom Gärtner und einem Nachbarn, zu seiner Frau und ihren gemeinsamen Gästen beschränkt zu sein. Seine emotionale Anknüpfung an der Heimat wird aber durch seinen Blick und durch Objekte, Gerüche, Geräusche und Farben bei seinem Abschied mit dem Haus, stark betont. Er wandert durch das Haus und über das Grundstück und berührt noch ein letztes Mal seine familiäre Umgebung, das Bekannte, das seine Heimat ausmacht, mit seinem Blick:

Den Blick lenken, hat er immer gedacht, den Blick lenken. In der Küche tropft ein Wasserhahn, den noch zudrehen. Durch die Butzenscheiben hinausblicken auf Sandweg und Bäume. Das farbige Glas färbt selbst die kahlen Bäume noch grün, den Blick lenken, ...
(*Heimsuchung*, S. 37)

Er begräbt Objekte, wie Zinnkrüge, Teller und Besteck (*Heimsuchung*, 35) und bemerkt Geräusche wie das Knarren der Treppe, das Klirren der Milchglasscheiben, das Scharren der Marder, das Klimpern der Schlüssel (*Heimsuchung*, S. 36), das metallene Seufzen der Klinke (*Heimsuchung*, S. 37) und das Klirren der Bootskeete (*Heimsuchung*, S. 40). Er nimmt auch Abschied mit Gerüchen von Pfefferminz und Kampfer (*Heimsuchung*, S. 36) und von der Teerfarbe auf dem Steg (*Heimsuchung*, S. 40). Die Farben des Hauses dienen auch als emotionale Symbole seiner Heimatvorstellung. Der Mensch sammelt Objekte, die zu dem geographischen Raum Heimat beitragen und als emotionale Erinnerungsobjekte ein Teil seiner Identität werden. Dass der Architekt vor der Abreise diese Objekte begräbt, symbolisiert einen Versuch, seine Identität zu schützen und bewahren, und einen Wunsch, eine eventuelle Rückkehr in die Heimat offen zu halten. Die Beerdigung dieser Objekte, „Ruhet in Frieden“ (*Heimsuchung*, S. 35), signalisiert einen eventuell endgültigen Abschied mit dieser Epoche seines Lebens. Gleichzeitig illustriert diese Episode auch das Motiv des Verschwindens, das im Roman sehr zentral ist. Hier verschwinden diese Objekte, die er begräbt, und er soll auch verschwinden: „nur weg sollte er, raus, fort, bleiben, wo der Pfeffer wächst, zum Teufel sich scheren“ (*Heimsuchung*, S. 44). Der Jude ist auch verschwunden: „Nach Afrika oder Shanghai, egal. Weg, weg mit ihm, weg weg“ (*Heimsuchung*, S. 44). Zu diesem Motiv wird auch ein Vergleich zwischen Mensch und Tier gemacht, mit der Konklusion: „Die Marder bleiben“ (*Heimsuchung*, S. 36). Die einzelnen Tiere sind natürlich genau so vergänglich wie der Einzelmensch, aber werden hier nicht als Individuen interpretiert, sondern als Repräsentanten der Natur, und deswegen bleiben sie, wenn der Mensch verschwindet.

Der Tuchfabrikant

Hermine und Arthur, seine Eltern.
Er selbst, Ludwig, der Erstgeborene.
Seine Schwester, Elisabeth, verheiratet mit Ernst.
Die Tochter der beiden, seine Nichte, die Doris.
Dann seine Frau Anna.
Und nun die Kinder: Elliot und Elisabeth,
genannt nach seiner Schwester. (*Heimsuchung*, S. 48)

Mit dieser Familientafel beginnt das Kapitel „Der Tuchfabrikant“, und damit wird die Familie von dem Tuchfabrikanten, Arthur, der das Grundstück vom Großbauer gekauft hat,

präsentiert. Es handelt sich hier um zwei Generationen Tuchfabrikanten, und auf diese Weise wird erstens das Verhältnis zwischen den verschiedenen Familienmitgliedern klar gemacht, und zweitens wird der personale Sichtwinkel bei dem Sohn, Ludwig, angebracht. Die Wiederholung dieser Familientafel der Einleitung (*Heimsuchung*, S. 55, 59) hebt die Einzelindividuen des Holocausts hervor, und betont die Wichtigkeit, den Opfern Eigennamen und Gesichter zu geben. Jenny Erpenbeck hat im Gespräch vom 19.05.2016 diese Erinnerungsfunktion der Namen bestätigt: „Diejenigen, die nicht vergessen werden sollen, haben Namen bekommen“ (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). Auf diese Weise funktioniert diese Wiederholung als eine Art Denkmal über die jüdischen Opfer des Krieges, und Erpenbeck versucht mit Wörtern die Familie der Juden „durch beschwörende Rezitation mit besonderem Nachdruck vor dem Vergessen“ zu bewahren (Schöll, 2014, S. 50).

Arthurs Sohn, Ludwig, ist mit seiner Frau, Anna, im Jahre 1936 nach Kapstadt in Südafrika ausgewandert. Er hat zwei Kinder bekommen, Elliot und Elisabeth, und lebt sein Leben jetzt auf der anderen Seite der Erde. Auf diese Weise hat sich der Tuchfabrikant Junior das Leben gerettet, während seine Eltern als Juden während des Krieges getötet werden. Diese Tragödie wird dadurch verstärkt, dass die Eltern zu Weihnachten im Jahre 1937 zwei Wochen in Südafrika zu Besuch sind. Es ist paradox, dass sie also bei ihrem Sohn in Freiheit sind, aber diese Freiheit verlassen, und in ihren Tod gehen, weil sie „wieder heim“ müssen (*Heimsuchung*, S. 49). Sie fahren heim, weil sie hier nur zu Besuch sind, und es wird deutlich, dass es den Eltern überhaupt nicht einfällt, zu bleiben. Im Gegensatz zu ihrem Sohn Ludwig, und zu dem Architekten, die eine mobile Heimatvorstellung haben, macht die Sesshaftigkeit jetzt dem alten Tuchfabrikanten und seiner Frau „die Heimat zur Falle“ (*Heimsuchung*, S. 41). Sie gehen in den sicheren Tod, weil sie eine sehr starke Anknüpfung an die Heimat haben. Diese Heimatbindung der Eltern wird auch dadurch verstärkt, dass der Sohn, Ludwig, die Gefahr gesehen hat, ausgewandert ist, und versucht hat, die Eltern zur Ausreise zu beeinflussen.

Das Schicksal von Arthur und Hermine wird durch die Gestalt des Gärtners vorausgesagt: „Hier muss sich sein Gärtner von einem Beamten einen Bleistift ins krause Haar stecken lassen. ... Daraufhin bekommt der Gärtner ein C [für coloured] in seinen Pass gestempelt, und ihm wird der Eintritt in öffentliche Parks verboten“ (*Heimsuchung*, S. 55). Das Eintrittsverbot funktioniert hier als eine direkte Parallele zwischen den beiden Ländern, Deutschland und Südafrika. In beiden Ländern wird eine Gruppe von Menschen diskriminiert und verfolgt, und

gegen Ende des Kapitels, wenn die Situation vom alten Tuchfabrikanten und seiner Frau Hermine zugespitzt wird, wird der Vergleich komplett: „Um diese Zeit etwa wird ihnen der Eintritt in öffentliche Parks verboten“ (*Heimsuchung*, S. 60).

Die erwähnten Preise für bestimmte Objekte, die Ludwig und seine Frau nach Süd-Afrika mitgenommen haben, dienen als eine Parallele zu der systematischen Verarbeitung jüdischen Besitzes im Prozess der Vernichtung der Juden im Nationalsozialismus, und wird ein Anzeichen für kommende Ereignisse:

1 Jackett und 1 Rock (Peek & Cloppenburg), zum Zwecke der Auswanderung angeschafft, Anfang 1936, Mk. 43, Pf. 70. (49) 1 Teeservice (Firma Rosenthal), gekauft 1932, Mk. 37, Pf.80. (52) Mit einem Paar großer Schuhe, gekauft 1932, Mk. 35,- (54) Zwölf Klemmen aus Aluminium für die Kerzen, Weihnachtsbaumkugeln, Strohsterne, Lametta, und die Spitze aus Glas. Gekauft 1928, Mk. 14, Pf. 70. (58) 1 Brieföffner, Ebenholz mit Knauf aus Zinn, gekauft 1927, Mk. 2, Pf. 30. (*Heimsuchung*, S. 61)

Gleichzeitig kann diese Auflistung von Dingen auch als Erinnerungsobjekte aus der aufgelösten Heimat aufgefasst werden. In seiner Heimat sammelt der Mensch viele Objekte von verschiedener Bedeutung. Einige Sachen haben nur eine praktische Bedeutung, während andere verschiedenen Gefühlswert haben. In unterschiedlichem Grad repräsentieren diese Objekte die Heimat, als eine Art pars pro toto, und wenn der Mensch dann seine Heimat verlässt, funktionieren sie als Erinnerungsobjekte, die die Verbindung zu der Heimat offen halten. Wenn diese Objekte der alten Heimat zu viel wertgelegt werden, können sie ein Hindernis der Aufrichtung der neuen Heimat werden.

Der kleinen Elisabeth fehlt das Verständnis für die Erinnerungsobjekte des Vaters, die er nach Südafrika mitgenommen hat, und die Sitten aus der Heimat, die er dort versucht, neu herzustellen, weil Süd-Afrika ihre Heimat und Geburtsort, und Englisch ihre Sprache ist. Dass ihre Heimat, sowohl als ihre Sprache, eine andere ist, als die ihres Vaters, errichtet die Verbindung zwischen Heimat und Sprache. Die Gespräche zwischen Ludwig und seiner kleinen Tochter zeigen, dass die Sprache eines Menschen mit der Heimatvorstellung eng verbunden ist. Elisabeth mischt deutsche Wörter in die englische Sprache ein, von denen sie Verständnis sucht: „What is a verschneiter Winterwald, fragt die kleine Elisabeth“ (*Heimsuchung*, S. 51). Die Sprache funktioniert hier als ein Heimat-Symbol, und zeigt, dass

sie in Süd-Afrika zu Hause ist, und den Vergleich mit der alten Heimat des Vaters nicht versteht: „Why does lametta hang on the tree, fragt ihn die kleine Elisabeth“ (*Heimsuchung*, S. 51). Der Vater antwortet in einer Misch-Sprache, die seine ambivalente Heimatvorstellung zeigt: „It is supposed to look as if der Baum in einem verschneiten Winterwald stünde, sagt er, Ludwig, ihr Vater“ (S. 51). Ludwig hat nicht nur die Heimat seines Vaterlands verlassen, sondern auch die Heimat seiner Muttersprache, und er erlebt vielleicht jetzt, wenn ihm die örtliche Verbindung zu der Heimat entzogen ist, dass seine Heimat jetzt in der verlorenen Sprache liegt. Diese enge Beziehung zwischen Heimat und Sprache ist unter anderem von Martin Heidegger beschrieben worden: „Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch“ (1949, S. 53). Fetscher meint sogar, dass die Sprache in Bezug auf den Heimatbegriff eine Hauptrolle spielt: „In ihrer Sprache sind – das zeigt auch die Alltagserfahrung – die Menschen am tiefsten und entscheidendsten ‚daheim‘; mehr noch als Dorf, Landschaft, Stadt ist die Muttersprache ‚Heimat‘“ (Fetscher, 1992, S. 32). Im Kapitel der Besucherin wird später eine Parallele zwischen Heimat und Sprache gezogen, wenn die Sprache, genau wie das Haus, von verschiedenen Benutzern heimgesucht wird, bevor sie alle verschwinden:

Sie fragt sich, ob die Sätze unterwegs sind zu den Menschen, oder umgekehrt, oder ob die Sätze einfach nur warten, bis sich irgendwer ihrer bedient, ... Wahrscheinlich, denkt sie, werden die Sätze einfach irgendwann alle erreicht und mal von dem, mal von jenem gesprochen, da oder dort, ... (*Heimsuchung*, S. 130)

Die Darstellungsform der verschiedenen Kapitel ähnelt in verschiedenem Grad einen unbewussten Bewusstseinsstrom, in dem Erinnerungen und Erlebnissen einander in zufälliger Reihenfolge ablösen. In diesem Kapitel scheint die Chronologie völlig aufgelöst zu sein, und die verschiedenen Episoden „die sich durch Brüche und Aussparungen, Vorausschauen und Rückblenden auszeichnen“, reihen sich suggestiv an einander (Probst, 2010, S. 67). Die Geschichte der beiden Tuchfabrikanten wird hier in einem ständigen Wechsel von Ort und Zeit, zwischen Südafrika (jetzt) und Deutschland (damals), fast ohne Ausnahme im Präsens erzählt, als ein Symbol der zeitlosen Anwesenheit der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft in dem Bewusstsein des Menschen. Dieser Wechsel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, ähnelt der Funktion des menschlichen Gedächtnisses, das Aleida Assmann „das Mich-Gedächtnis“ nennt. Dieses Mich-Gedächtnis beschreibt den Menschen als Objekt in dem Erinnerungsprozess, wenn unbewusste Erinnerungen aus der Vergangenheit durch

verschiedene Auslöser in der Gegenwart zur Oberfläche gebracht werden: „In der Regel sind es Gegenstände, von denen sinnliche Erinnerungsimpulse ausgehen“ (2011, S. 184). Diese Erzähltechnik Erpenbecks hebt die Tatsache hervor, dass Ludwigs erste, deutsche Heimat eine starke Position in seinem Bewusstsein hat, obwohl er die Heimat in Deutschland physisch verlassen hat. Laut Jenny Erpenbeck kann sich der Mensch immer eine neue Heimat suchen, aber die Heimat der ersten 15 Jahre etwa machen den tiefsten Eindruck (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). Diese Erinnerungen von dem Ort, wo man groß geworden ist, trägt man in seinem Gedächtnis immer bei sich, und sie werden unbewusst von ähnlichen Episoden, Gerüchen, Objekte und so weiter aktiviert. Auf diese Weise kommen Episoden aus der Vergangenheit aus der Tiefe der Erinnerung, von unbewussten Auslösern erweckt, in der Gegenwart zur Oberfläche. Richard Terdiman nennt die Erinnerung *die gegenwärtige Vergangenheit*, eine treffende Charakteristik dieser Erzähltechnik: „Memory is the present past“ (1993, S. 8).

Der ununterbrochene Wechsel zwischen Südafrika und Deutschland zeigt viele Parallelen, sowohl als auch Unterschiede, zwischen dem Leben in beiden Ländern: „Die Hosen hochgekrempt im märkischen Meer. Die Hosen hochgekrempt im indischen Ozean“ (*Heimsuchung*, S. 50). An einigen Stellen wird der Vergleich zwischen der neuen Heimat des Sohnes und dem Heimatort in Deutschland ganz direkt: „die Wasser des Indischen Ozeans sind warm und sanft, im Gegensatz zur Westküste, wo der Atlantische Ozean wütet“ (*Heimsuchung*, S. 49). Die Wärme des Indischen Ozeans symbolisiert die Sicherheit der neuen Heimat, während die Wut des Atlantischen Ozeans als eine Metapher der Unsicherheit und der direkten Bedrohung des Heimatlandes funktioniert. Dieser Vergleich wird sehr zentral in der Diskussion über den Heimatbegriff, und abhängig von den individuellen Heimatvorstellungen, hat er verschiedenen Symbolwert für die verschiedenen Menschen im Roman. Während der Vergleich zwischen Deutschland und Südafrika für Ludwig ein Vergleich zwischen zwei Heimaten wird, dem Alten und dem Neuen, wird er für Arthur und seine Frau, Hermine ein Vergleich zwischen der Heimat und dem Fremden. Das Schicksal von Arthur und Hermine erhebt die Frage warum ein bestimmter Ort - Heimat - so wichtig für die Menschen ist. Für Ludwig wird dieser Vergleich sehr ambivalent, weil er die Sicherheit der neuen Heimat genießt, aber eine spürbare Sehnsucht nach der alten Heimat erlebt. Diese Sehnsucht, oder Heimweh, muss er überwinden, um seine neue Heimat als sein Aktivitätsraum und Territorium seiner Identität auffassen zu können. Die Sicherheit empfindet er schon in der neuen Heimat, seine Identität und seine Aktivität sind aber noch mit

der alten Heimat eng verbunden. Die Wortwahl zeigt hier, wo in seiner Vorstellung die Heimat ist: „Daheim hat er gern Klavier gespielt. Daheim war er Tuchmacher, wie sein Vater. Hier hat er eine Autowerkstatt eröffnet und sich spezialisiert auf Kupplungen und Bremsen“ (*Heimsuchung*, S. 55). Sein zwiespältiges Verhältnis zur Heimat, hier und dort, zeigt sich auch in der Metapher von dem Eukalyptusbaum, die mehrmals wiederholt wird (*Heimsuchung*, S. 52, 54, 55, 58). Er hört sehr gern die Geräusche von diesem Baum, der als ein Symbol der Sicherheit und der Freiheit der neuen Heimat funktioniert, aber er vergleicht ihn trotzdem mit den Bäumen von seiner alten Heimat: „Die Eukalyptusbäume rauschen lauter als alle anderen Bäume, die Ludwig jemals rauschen gehört hat, rauschen lauter als Buchen, Linden oder Birken, rauschen lauter als Kiefern, Eichen und Erlen“ (*Heimsuchung*, S. 52). Die Gefahr, auf die er unter diesem Eukalyptusbaum aufmerksam ist, kann als ein Symbol dafür interpretiert werden, dass er sich in dieser neuen Heimat noch nicht sicher fühlt, weil seine erste Heimat in seinem Bewusstsein noch eine sehr große Rolle spielt. Die neue Heimat liegt für ihn noch in der Fremde, und er sehnt sich nach der bekannten Heimat seiner Kindheit. Der junge Tuchfabrikant hat sich mit seiner Familie eine neue Heimat in Süd-Afrika geschaffen, aber kann sich von der Heimat seiner Kindheit nicht frei machen, und in seinem Fall erhebt sich die Frage: Was ist eigentlich die Heimat? In Süd-Afrika verbiegen sich die Kerzen am Weihnachtsbaum (*Heimsuchung*, S. 50), als ein Symbol darauf, dass man die Heimat, die man verlässt, nicht wiederherstellen kann, sondern die neue Heimat mit neuem Inhalt füllen muss, und die Qualitäten, die eine Heimat ausmacht, erneut herstellen muss.

In Verbindung mit dieser Neuherstellung der Heimat, wird in einer Spiegel-Metapher ein Kommentar zu dem Wechsel der Generationen, die im Roman sehr zentral ist, implizit formuliert:

Wenn hier Winter ist, ist daheim gerade Sommer und umgekehrt. Auf den Skatkarten von Ludwigs Eltern, Arthur und Hermine, gab es immer einen halben König auf der einen Seite der Linie, und einen zweiten halben auf der anderen. So ähnlich, könnte man meinen, spiegelt sich er, Ludwig, der wie sein Vater Tuchmacher war, nun am Äquator und wirft von hier aus das Bild eines Automonteurs zurück. (*Heimsuchung*, S. 58)

Ludwig ist ein umgekehrtes Spiegelbild seines Vaters, indem er seinen Vater spiegelt, aber auf der anderen Seite der Erde ein anderes Leben führt. Die Heimat, die mit Geburt und Kindheit verbunden ist, prägt und formt den Menschen für das Leben. Diese Heimat, zu der

man geboren wird, ist aber das Resultat von der Aktivität anderer Leute, der Eltern, die wiederum durch eine andere Elternheimat geprägt sind. Wenn der erwachsene Mensch sich sein eigenes Territorium aneignet und seine neue Heimat formt, geschieht das unter ganz anderen Bedingungen. Die neue Heimat wird durch Vorstellungen von der ersten Heimat geprägt, aber von neuen Faktoren beeinflusst. Im Bewusstsein vieler Menschen dominiert die Elternheimat die Heimatvorstellung, unter anderem weil sie die Gegend der ersten identitätsschaffenden Jahre in einem Menschenleben ist. Die Metapher von Ludwig als ein umgekehrtes Spiegelbild seines Vaters, von Tuchmacher zum Automonteur, wird ein Symbol dieser Sonderstellung der Elternheimat im Bewusstsein des Menschen, zeigt aber gleichzeitig dass die neue Heimat nie das gleiche wird. Ludwig repräsentiert die nächste Generation, die sowohl das Ende als auch die Weiterführung der Vorigen bedeutet. Der Spiegel, der ein verdrehtes Spiegelbild zurückwirft, symbolisiert nicht nur, dass das Erbe der Elterngeneration in der nächsten weiterlebt, sondern auch dass Änderungen notwendig sind. Eine ähnliche Spiegelung sehen wir in Verbindung mit Elisabeth, Ludwigs Schwester, und Elisabeth, seiner Tochter:

Elisabeth hat Ludwig die Kleine genannt, nach seiner eigenen Schwester. Als sei seine Schwester so tief in die Erde gerutscht, dass sie auf der anderen Seite wieder herausgekommen ist, durch die Erde gerutscht und im selben Jahr auf der anderen Seite von der Welt von seiner Frau wieder geboren. (*Heimsuchung*, S. 50)

Elisabeth, die Schwester, und Arthur, der Vater, werden hier Beispiele des Wechsels der Generationen, und ein Bild darauf, dass man als Einzelmensch nur in der Erinnerung der nächsten Generation Spuren setzt.

Ludwig wird auch ein Repräsentant der Heimatvertriebenen dieser Zeit, denen die politischen Umstände die Sicherheit der Heimat bedrohen. Ihnen wird nicht nur die Sicherheit entnommen, sondern auch ihr erworbenes Territorium von Aktivität und Identität. Der Verlust von einem dieser drei Lebensqualitäten, die Greverus als die wichtigsten Komponenten des Heimatbegriffs, und als Identitätsmerkmale des Menschen, definiert, kann, so Greverus, zu Identitätsbeschädigung führen. (1979, S. 33) Man kann in der Darstellung von dem heimatvertriebenen Ludwig viele Spuren von Identitätsverlust ahnen: Seine zwei Sprachen, die Erinnerungen von der alten Heimat, die in seinem Erlebnis von der neuen Heimat sehr zentral ist, seine Tätigkeit als Tuchfabrikant, die er verloren hat, den Baumschmuck und die

Weihnachtskerzen, die entweder schmelzen oder als übel angebracht auffallen müssen, seine Tochter, die diese Objekte seiner Heimatvorstellung nicht verstehen kann, das fremde Aussehen seines Gärtners, und vielleicht sogar die Wiederholung der Familientafel, als ein Zeichen dafür, seine Identität festhalten zu wollen. Diese Beispiele dienen als eine Darstellung von möglichen Identitätsproblemen in Verbindung mit seinem Heimatverlust, gleichzeitig gibt es aber auch klare Zeichen dafür, dass er im Stande ist, sich eine neue Identität zu entwickeln: Er hat jetzt eine eigene Familie, er hat ein neues Haus „am schönsten Ende der Welt“ (*Heimsuchung*, S. 61), er hat sich eine neue Aktivität als Automonteur geschaffen, und er liebt die Geräusche von dem Eukalyptusbaum. Diese Umstellungsfähigkeit ist eine notwendige Qualität für alle Heimatvertriebenen, und der wichtigste Grund warum Ludwig überlebt, und sich eine neue Existenz schaffen kann. Wie der Architekt, ist er bereit, „die dritte Haut sich abziehen zu lassen“ (*Heimsuchung*, S. 39).

In jeder Episode, die in diesem Kapitel dargestellt wird, werden die Familienbeziehungen wiederholt: „sagt Ludwig der Onkel, zu Doris, seiner Nichte“ (*Heimsuchung*, S. 49). Für viele Menschen bedeutet Heimat Familie, und diese Betonung von Familie ist ein Symbol von Ludwigs Familienverlust und den Wunsch, die Großfamilie aus der Heimat festzuhalten. Eine zentrale Komponente des Heimatbegriffs vieler Menschen ist die Vorstellung, dass man die Heimat als Erbe an seinen Kindern weitergibt, und als Beispiel des Heimatverlustes dienen hier auch mehrere Wiederholungen von Ludwigs Verlust von dem Erbe seines Elternhauses: „Das hier ist dein Erbe, sagt der Senior. Ja, sagt er, Ludwig, ich weiß“ (*Heimsuchung*, S. 57), und: „Sein Vater sagt, aber schad um dein Erbe“ (*Heimsuchung*, S. 59). Für Arthur symbolisiert dieses Erbe das Zentrum seiner Heimatvorstellung, als sein Lebenswerk und seine Spuren auf der Welt, die er gerne an seinem Sohn weitergeben will, und für Ludwig wieder den traurigen Verlust der Kinderheimat. „Das ‚Erbe‘ spiegelt Kontinuität und familiäre, feste Gebundenheit an einem Ort wider, die im Erpenbecks Roman jedoch im Wirkungsfeld der historischen Umbrüche in Frage gestellt werden“ (Schuchmann, 2013, S. 61). Ähnliche Unterbrechungen der Genealogie prägt die Geschichte des Gebiets am märkischen Meer, vom Großbauer bis zu dem Abreißen des Hauses nach der Wende, „und die dauerhafte Verortung im Haus als Ort der Generationen wird durch das zeitweilige Wohnen ersetzt“ (Schuchmann, 2013, S. 63).

Am Ende des Kapitels vom Tuchfabrikanten hören wir, dass Ernst, Ludwigs Schwager, der Mann von seiner Schwester Elisabeth, bei Zwangsarbeit stirbt, und dass „sich auch Elisabeth

und Doris auf den Weg machen“ müssen (*Heimsuchung*, S. 61), und wenn Ludwigs Brief ungeöffnet zurückkommt, nehmen wir an, dass die beiden auch gestorben sind. Erst im Kapitel 10, „Das Mädchen“, erfahren wir, was mit Doris passiert ist, aber es gibt in diesem Kapitel vom Tuchfabrikanten viele Anzeichen für das tragische Schicksal von Doris. Die Metapher von dem Wasser und dem freien Himmel symbolisiert die Freiheit, die Doris später in ihrem dunklen Versteck fehlen wird, und eine Parallele dazu, dass sie in diesem Dunkeln nichts sieht: „Warum blicken alle so gern aufs Wasser, fragt Doris. Ich weiß nicht sagt Anna. Doris sagt, vielleicht, weil über einem See immer so viel leerer Himmel ist, weil jeder gern einmal nichts sieht“ (*Heimsuchung*, S. 53). Hier liegt ein Kontrast zwischen dem Gefühl die Freiheit zu haben, nichts zu sehen, und die Freiheit zum Sehen nicht zu haben. Dieser Kontrast beleuchtet eine sehr wichtige Komponente des Heimatbegriffs; die Freiheit der privaten Heimat, in der jeder Mensch seine Existenz mit individuellen Aktivitäten füllen kann, oder sogar die Wahl hat, ab und zu gar keine Aktivität zu treiben. Die vielen Versicherungen, dass Doris lange hier sein wird, erwecken den Verdacht, dass Doris diese Freiheit der Heimat nicht behalten werde: „Wenn die Weide schon groß ist und mit ihren Haaren die Fische kitzelt, wirst du immer noch hier zu Besuch sein“ (*Heimsuchung*, S. 54). Das Wort *Besuch* signalisiert hier auch das Ende ihres Aufenthalts, und führt das Thema von den Menschen als kurzweiligen Besuchern auf der Erde weiter.

Doris sagt: Jetzt geht die Sonne schon unter. Auch wenn du eine alte Frau bist, sagt ihr Großvater Arthur, wirst du dich hier am Ufer setzen, um zu sehen, wie die Sonne hinter den See rutscht. Heim. Warum, fragt das Mädchen. Weil jeder die Sonne gern so lange wie möglich sieht, sagt Hermine, Ludwigs Mutter, die Großmutter von Doris. (*Heimsuchung*, S.58)

Im Zusatz zu der Versicherung, dass Doris eine alte Frau wird, dient hier der Sonnenuntergang als noch ein Untergangs- und Todessymbol. Wenn wir auch wissen, dass Doris als junges Mädchen sterben wird, bewirkt die Voraussetzung, dass sie alt werde, einen starken Kontrast. Die großen Schuhe (*Heimsuchung*, S. 54) können auch als ein Signal interpretiert werden, dass sie in diese Schuhe nicht hineinwachsen werde. Eine Metapher für die flüchtigen Spuren, die sich Doris auf der Erde hinterlassen, sind die kreisrunden Wellen von den Steinen, die Doris ins Wasser wirft (*Heimsuchung*, S. 55). Bäume pflanzen und gießen, damit die gut wachsen, sind Aktivitäten, die mit Doris verbunden werden: „das habe ich Doris versprochen“ (*Heimsuchung*, S. 51). Diese Bäume funktionieren als einen direkten

Kontrast zu Doris, weil sie viel länger wachsen werden als sie. Ihr Wissensdurst von Sachen die vom längeren Dauer sind, kann vielleicht auch als einen Wunsch interpretiert werden, länger auf der Welt zu bleiben: „Wie heißen noch einmal die Berge am Grunde des Sees, fragt Doris ihren Großvater“ (*Heimsuchung*, S. 56). Es gibt auch viele Metapher, die Doris mit Gefahr verbinden, und auf diese Weise als Anzeichen der Gefahr funktionieren, in der Doris später geraten wird: „Doris balanciert vom Rand des Lochs aus“ (*Heimsuchung*, S. 53) und „Anna nimmt die kleine Doris auf den Arm, weil sie Angst hat, dass die kleine ins Wasser fallen könnte“ (*Heimsuchung*, S. 57). Die Spiegel-Metapher von Elisabeth, Ludwigs Schwester, und Elisabeth, seiner Tochter, weist auch auf das tragische Schicksal des jungen Mädchens, indem sie die Frage stellt, was mit Doris passieren wird: „Und Elisabeths, seiner Schwester, Tochter Doris?“ (*Heimsuchung*, S. 51)

Bei Greverus sehen wir eine Beschreibung der Heimat als *heile* Welt, und dass die Heimat als unheil beschrieben wird, wenn die Sicherheit der Heimat bedroht wird:

In der Heimat ist die Welt in Ordnung! ... Heimat ist heile Welt, und damit ist Heimat zu einem Oppositionsbegriff gegen alles „Unheile“ geworden. Die Opposition erwächst aus Dissatisfaction in der Gegenwart und orientiert sich – rückwärts oder vorwärts gewandt - an einer besseren *heilern* Ordnung des Lebensraumes als *Heimat*. (1979, S. 64)

Die Darstellung von Heimat als heile Welt wird durch mehrfache Wiederholungen durch dieses Kapitel hervorgehoben. Die Verbindung zwischen den Wörtern *heim* und *heil* wird durch die Alliteration, und durch die Ausgliederung von diesen Wörtern errichtet, indem sie als alleinstehende Wörter Satzfunktion bekommen: „Heim. Auf dem Nachbargrund ist viel Betrieb, die Vermesser sind da, ein paar Handwerker und der Bauherr, ein Architekt aus Berlin. Der steht in Knickerbockern da und grüßt herüber. Heil“ (*Heimsuchung*, S. 49). Beide Wörter kommen immer in Beschreibungen von der Heimat in Deutschland vor, immer in Verbindung mit Gartenarbeit, dem Blick zum Nachbar hinüber, dem See, gemütlicher, alltäglicher Aktivität, und der Gemütsgehalt der Heimat ist deutlich. Eine Entwicklung von Heimat als heile Welt gegen die Heimat als unheile Welt, sehen wir dadurch, dass am Anfang des Kapitels beide Wörter in Verbindung mit einander erwähnt werden, und dass gegen Ende des Kapitels, erst das Wort *heil* nicht mehr erwähnt wird, und wenn die Verfolgung und die Vertreibung aus der Heimat geschildert wird, sind die beiden Wörter nicht mehr ein Teil der Beschreibung, weil die Heimat unheil geworden ist.

Diese Vorstellung von einer Welt, die unheil geworden ist, kann auch mit Andrea Bastians drei Bedeutungskategorien des Heimatbegriffs illustriert werden. Räumlich werden sämtliche Personen dieses Kapitels, die alle Juden sind, aus ihrer Heimat vertrieben. Sozial werden sie alle von politischen Verboten aus der Gesellschaft ausgeschlossen, und die eigene Familie wird ihre einzig mögliche Gemeinschaft, bevor die Familie auch zersplittert wird. In der emotionalen Bedeutungskategorie des Heimatbegriffs, werden sie auch Gefühle, wie Geborgenheit und Zugehörigkeit beraubt. Für diese Juden ist die Heimat nicht nur unheil, sondern hört allmählich auf zu existieren, und der einzige von ihnen, der es schafft, zu einem gewissen Grad eine neue Heimat aufzubauen, ist Ludwig, der nach Südafrika emigriert. Es ist ein Paradox, dass gerade Weihnachtsschmuck in seinem Fall als Heimatsymbol benutzt wird, weil das einem christlichen Ritual gehört, und als Symbol jüdischer Assimilation gesehen werden muss. Das Land, das er als Heimat vermisst, ist das Land, das ihn als etwas Fremdes ausgestoßen hat. Die Assimilation hat ihm also nichts gebracht.

Die Frau des Architekten

In diesem achten Kapitel wird die Geschichte von der Frau des Architekten berichtet, einer spielerischen, träumerischen und abenteuerlustigen Frau, die von Berufen wie Seiltänzerin und Dompteurin geträumt hat, und sich ein Leben als Zirkusprinzessin vorgestellt hat. Sie wird aber Stenotypistin, und hat dadurch ihren Mann kennengelernt. Durch ihre Erinnerungen bekommen wir den Eindruck von einer glücklichen Kindheit als die jüngste Tochter eines Großkonsuls.

Ihre Vorstellung von einer glücklichen Kinderheimat wird durch wiederholte Variationen über dem Wort *lachen* dargestellt, und schon ab der ersten Linie dieses Kapitels, wird das Lachen als ein Leitmotiv in der Beschreibung dieser Frau introduziert (*Heimsuchung*, S. 64). Die Frau des Architekten hat sich durch ihre Kindheit gelacht und geträumt, und durch ihre Bestrebung das Glück der Kinderheimat in der neuen Heimat wiederherzustellen, spielt das Lachen auch in ihrem Erwachsenenleben eine große Rolle. In der Beschreibung dieser Frau symbolisieren die Gegensätze von Lachen und Weinen die Dichotomie von Glück und Unglück, und die unglückliche Zeit, in der sie sehr lange auf ihren Mann wartete, der noch mit seiner ersten Frau verheiratet war, wird durch folgende Metapher von fehlendem Lachen

beschrieben: „Zum ersten Mal in ihrem Leben borgte sich das Weinen mehrere Abende hintereinander vom Lachen ihren Körper“ (*Heimsuchung*, S. 65).

Diese Frau, die als Kind „ihr ganzes Leben lang immer nur lachen und reisen wollte“ (*Heimsuchung*, S. 64), scheint trotzdem hier „auf der Terrasse, mit Blick auf den See“ (*Heimsuchung*, S. 65) ihre Ruhe in der Heimat gefunden zu haben, und: „Gern würde sie bis in alle Ewigkeit einfach so sitzen“ (65). Dass gerade der Blick auf den See ihr Ruhe schenkt, hat mit dem Symboleffekt von der Freiheit des Sees und des Wassers zu tun, die in der ewigen Bewegung des Wassers liegt: „Die Frau des Architekten, die seit ihrer Heirat weiß, dass ein Abenteuer immer nur darin besteht, sich dem auszusetzen, was einem fremd ist, wirft sich mit der ihr angeborenen Lust an der Bewegung in die Sesshaftigkeit hinein“ (*Heimsuchung*, S. 68). Sie träumt von Berufen wie Seiltänzerin und Dompteurin, von Abenteuern und dem Fremden, und repräsentiert auf diese Weise die menschliche Sehnsucht und das Streben nach etwas Anderes als dem schon Erreichten. Laut Ernst Bloch scheint der Traum einem Menschen oft fester und heller als seine Verwirklichung: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück“ (1959, S. 206). Diese Frau hat auch das Leben mit Aktivitäten gefüllt, die als Symbole ihrer Sehnsucht oder Reiselust dienen: Sie schwimmt weit hinaus (*Heimsuchung*, S. 68), geht morgens lange spazieren (*Heimsuchung*, S. 69), und arrangiert viele Partys. An diesen Partys taucht das Leitmotiv vom Lachen wieder auf, diesmal mit einem negativen Ton, indem nicht die Rede von guten Freunden und interessanten Gesprächen sind, sondern von Bekannten, Witzen und Zeitvertreiben: „So vertreiben der Architekt und seine Frau an vielen Abenden sich selbst und ihren Gästen die Zeit“ (*Heimsuchung*, S. 68). Das Lachen wird als Surrogat für das Glück enthüllt. Die negative Wortwahl in der Beschreibung des Grundstücks „als ein angemessenes Gehege“ (*Heimsuchung*, S. 68) unterstützt das Gefühl hier gefangen zu sein, und das eiserne Vögelchen auf dem Balkongitter kann als ein Symbol dieser Frau dienen, die eigentlich in die Welt hinausfliegen wollte, aber, genau wie dieses Vogel, jetzt hier steckt. Das Telefon bei ihrem Bett kann als Zeichen ihrer Wunsch gelten, die Kommunikation mit der Außenwelt nahe zu behalten, und das gefärbte Fensterglas des Hauses als ein Ausdruck ihrer träumerischen Vorstellung von einer bunten Welt, die sie jetzt verpasst. Die Initialen auf den Stühlen sind vielleicht ein Ausdruck ihrer Unsicherheit, und des Bedarfs an einer ausgesprochenen Versicherung, dass hier wirklich ihre Heimat ist. Das geheime Schrankzimmer, das er für sie einbaut, kann als einen inneren Raum interpretiert werden, wo sie ihre innersten Gedanken und Hoffnungen unterdrückt und geheim hält.

Diese falsche Vorstellung von einer glücklichen Heimat, die sich die Frau im Haus des Architekten gebaut hat, bricht gegen Ende dieses Kapitels zusammen. Dieser wichtige Wendepunkt in der Geschichte der Frau des Architekten wird durch Betrachtungen über die Zeit eingeleitet: „So gehen die Jahre und sind wie ein Jahr“ (*Heimsuchung*, S. 69). Sie hat das Gefühl, dass ihr die Jahre ihres Lebens durch eine Illusion von Glück weggerutscht sind:

Sommer um Sommer ... Herbst um Herbst ... Winter um Winter ... Ostern um Ostern ...
Alles wie eins. Heute kann heute sein, aber auch gestern oder vor zwanzig Jahren, und ihr Lachen ist das Lachen von heute, von gestern und genauso das Lachen von vor zwanzig Jahren, die Zeit scheint ihr zur Verfügung zu stehen wie ein Haus, in dem sie mal dieses, mal jenes Zimmer betreten kann. ... Während sie ihr ganzes Leben gelacht hat, sind ihre Haare unmerklich weiße Haare geworden. (*Heimsuchung*, S. 70)

Der Wendepunkt besteht darin, dass sie plötzlich erfährt, alt geworden zu sein, und dass ihr Leben Jahr um Jahr aus denselben Ereignissen bestanden hat. Das Lachen, das für sie das Glück der Heimat repräsentiert hat, wird durch eine Neudefinierung auf Humor reduziert: „Humor ist wenn man trotzdem lacht“ (*Heimsuchung*, S. 71). Das Wort *trotzdem* indiziert, dass sie heute empfindet, dass sie in ihrem Leben keinen Grund zum Lachen hatte, also kein echtes Glück, aber trotzdem gelacht hat. Das Haus mit den vielen Zimmern, die man betreten kann, ist eine Metapher des menschlichen Bewusstseins, wo die Erinnerungen aus verschiedenen Zeiten als verschiedene Zimmer beschrieben werden, und für die Frau wird diese Metapher eine Erkenntnis, dass sie nicht wirklich gelebt hat, sondern bestimmte Muster von Jahr zu Jahr repetiert hat. Mit dieser Erkenntnis verliert sie die Illusion einer glücklichen Heimat. Zur gleichen Zeit fühlt sich die Frau auch nicht mehr im eigenen Körper zu Hause. Sie ist zum Kriegsbeginn in die Menopause gekommen, und die physischen Plagen, mit Hitzewallungen, Schwindelanfällen und Gewichtszunahme haben sie so überwältigt, dass sie auch im eigenen Körper einen Krieg erlebt. Es scheint als ob die entscheidende Wende des Weltkrieges „eine Wende im Kampf gegen das Altern auf ‚dem Schlachtfeld‘ des eigenen Körpers entspricht“ (Probst, 2010, S. 76): „die Russen marschierten auf Polen zu, da schwindelte ihr oft mehrmals am Tag“ (*Heimsuchung*, S. 72). Der Körper als Heimat der Seele gilt auch nicht mehr für sie. Sie fühlt sich nicht nur in ihrer eigenen Heimat total fremd, sondern auch im eigenen Körper. Sie ist sehr unglücklich, und dann kehrt „sogar das Weinen in ihrem Körper zurück“ (*Heimsuchung*, S. 72). Am Kriegsende lebt sie allein in diesem

Haus, das sie nicht mehr als ihre Heimat empfindet, und wenn die rote Armee näher kommt, hat sie sich „mit den letzten Vorräten und etwas Wasser im begehbaren Schrank hinter der doppelten Tür eingerichtet“ (*Heimsuchung*, S. 73). Der geheime Schrank ist hier nicht nur ein Versteck, sondern auch ein Symbol dafür, dass sich die Frau jetzt, wegen der Entfremdung der Heimat, sich in sich selbst hineingezogen hat.

In dieser seltsamen Gefühlslage hat die Frau eine verhängnisvolle Begegnung mit einem jungen russischen Soldaten. Hier wird in einer geheimnisvollen Weise erzählt, dass sie den Russen „an sich gerissen“ und „erstickt hat“ (*Heimsuchung*, S.73), und dass sie „zum Feind übergelaufen“ ist (*Heimsuchung*, S. 74). Von diesem Ereignis teilt sie mit ihrem Mann nur „den halben Laib Brot, den der Russe ihr dagelassen hatte“ (*Heimsuchung*, S. 74), und in diesem Kapitel wird das Ereignis nicht weiter erklärt, aber dass es für immer ihr Leben geändert hat, steht fest: „Sie will das Wort nicht denken, das Wort, mit dem er sie rief, das undenkbare Wort, mit dem er für alle Ewigkeit ein Loch in ihre Ewigkeit bohrte“ (*Heimsuchung*, S. 73).

Und dabei rinnt nun schon seit etwa sechs Jahren durch das Loch, das der Russe gegen Ende des Krieges in ihre Ewigkeit gebohrt hat, die Zeit fortwährend aus. ... Die Zeit rinnt, ..., rinnt, ..., rinnt, ..., rinnt, ..., rinnt, ... rinnt, ... rinnt aus und aus, ..., aus und aus, Aus.
(*Heimsuchung*, S. 75-76)

Das Loch wird ein Ablauf, durch den ihre Zeit gesaugt wird, und eine Metapher dafür, dass ab dieser Episode ihr Leben zu Ende geht. Sie versteht, dass ihre Heimat, und so auch ihr Leben, auf eine Illusion gebaut sind, und dass es zu spät ist, diesen Fehler durch eine neue Heimat zu korrigieren. Dass die bunten Fensterscheiben „noch schwärzer als anderes Glas in der Nacht“ (*Heimsuchung*, S. 75) geworden sind, wird ein Symbol dafür, dass die Frau von nichts mehr träumt. Dann wird die Flucht in den Westen und das Ende ihres Lebens nur kurz erwähnt, und erst im 12. Kapitel, „Der Rotarmist“, erfahren wir durch den Sichtwinkel des Russen, was in dieser eine Nacht am Kriegsende in dem geheimen Schrankzimmer zwischen der Frau des Architekten und dem Russen passiert ist.

„Die Ewigkeit“, die sich die Frau des Architekten gebaut hat, hat der Russe „durchgebohrt“ indem er in ihren innersten Raum durchgedrängt hat, hier durch das geheime Schrankzimmer symbolisiert, und ihre innerste Sorge mit diesem, für den Leser noch geheimen, Wort

bloßgestellt hat, „ das Wort, ... das sie entmachtete“ (*Heimsuchung*, S.73). Obwohl das Wort erst im Kapitel von dem Russen verraten wird, werde ich es, wegen seines, für die Frau, verhängnisvollen Inhalts, hier in diesem Kapitel behandeln. Das folgenschwere Wort, das mit vier Buchstaben das unberührte Thema von ihrem Leben ausspricht, und den Anfang des Endes dieses Lebens symbolisiert, ist also das Wort „Mama“ (*Heimsuchung*, S. 100). Das Loch in der Ewigkeit und das starke Bild von ihrer Zeit, die, seit diesem Augenblick im Schrankzimmer, durch einen Ablauf ausrinnt, wird eine Indikation dafür, dass ihre Kinderlosigkeit vielleicht unter anderem durch inhaltslosen Partys ersetzt wurde, und dass diese Kinderlosigkeit in ihrem Leben eigentlich schon ein Loch war. Dass gerade das Wort „Mama“ ihre Heimatvorstellung zerbricht, ist eine starke Indikation ihrer Einsicht, dass für sie Kinder der Schlüssel einer glücklichen Heimat wären. Sie hat den Wunsch, Kinder zu haben, in ihre innerste Kammer verdrängt, und der Russe hat diesen geheimen Wunsch verbalisiert und zur Oberfläche gebracht.

Gleichzeitig macht sie die schmerzhaft Erfahrung, alt geworden zu sein, und die Illusion, dass ihre Heimat hier am See für die Ewigkeit ist, wird durch ein Gefühl der eigenen Vergänglichkeit ersetzt. Im Gegensatz zum Kapitel vom Tuchfabrikanten, wo die Menschen in den nächsten Generationen weiterleben, und so in einer Vorstellung von einer Art Ewigkeit weiter existieren, sieht die Frau des Architekten jetzt ein, dass ihre Vorstellung von einer Ewigkeit ihrer Heimat jetzt, durch ihre Kinderlosigkeit, ein Loch bekommen hat. Im Fall der Frau des Architekten scheint am Ende *kinderlos heimatlos* zu bedeuten, in dem Sinne, dass sie gerade in dem Moment das Glück der Heimat nicht mehr empfindet, wenn ihr klar wird, dass sie in ihrem Leben Kinder vermisst hat. Die Zirkusprinzessin hat aber in ihren jüngeren Jahren zu viel geträumt, um darauf Wert zu legen, Kinder zu kriegen. Dass ihr Mann das Haus so gebaut hat, „weil sie es sich wünschte“ (*Heimsuchung*, S. 73), deutet auch darauf hin, dass sie in ihrem Unglück nicht nur ein Opfer der Wünschen anderer Menschen ist, sondern auch ein Opfer ihrer eigenen, vielleicht unrealistischen, Träume ist. „Dass für Kinder kein Zimmer vorgesehen war, verstand sich für beide von selbst“ (*Heimsuchung*, S. 67) kann natürlich ihrem Mann zugeschrieben werden, sie muss aber auch selbst die Verantwortung dafür tragen, dass sie ihre Wünsche nicht wahrgenommen und geäußert hat. Wenn ihre Schwestern zu Besuch sind, bleiben sie mit ihren Kindern am Ufer, während die Frau weit hinaus schwimmt (*Heimsuchung*, S. 68), und während sie ihre frühen Morgenwanderungen macht, schlafen sich die Schwestern und ihre Kinder aus (*Heimsuchung*, S. 69). Dieser Vergleich zeigt den Widerspruch, den die Frau empfindet, zwischen ihrem Wunsch, Kinder

zu haben und ihrem träumerischen Bedarf an Freiheit und Bewegung. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in dem Kontrast, dass die Schwestern „der Kinderlosen beim Lachen“ zusehen (*Heimsuchung*, S. 69), in der Interpretation, dass Lachen, oder Glück, mit Kinderlosigkeit verbunden ist, und Kinder haben mit Glücklosigkeit. Dass sie das Gefühl hat, dass ihre Schwestern aussehen, als ob sie auf irgendetwas warten, und dass ihnen das Warten schwer fällt (*Heimsuchung*, S. 69), deutet daraufhin, dass die Frau des Architekten eine Vorstellung hat, dass man etwas verpassen kann, wenn man Kinder bekommt, auf dem die Schwestern noch warten. Eben einer der Scherze, die sie und ihr Mann für die Gäste vorführen, handelt von Kindern, sogar Drillingen (*Heimsuchung*, S. 74), und es wird auch erzählt, „dass die Fleischerstochter [die sonst keine Bedeutung für diese Geschichte hat] gerade Zwillinge zur Welt gebracht habe“ (*Heimsuchung*, S. 74). Dieser übertriebene Fokus auf Kinder kann als ein Zeichen der Entbehrung von Kindern in eigenem Leben interpretiert werden. Ihre Kinderlosigkeit wird sogar als Widerstand gegen Hitler proklamiert: „Also ich fand das von Hitler unmöglich, von uns Frauen zu verlangen, dass wir dem Staat Kinder gebären – wir sind doch keine Maschinen. Und ihr Mann sagt: Meine Frau war auf ihre Art praktisch im Widerstand,“ (*Heimsuchung*, S. 74). Diese vielen Anekdoten zum Thema Kinder, in dem Leben einer Frau, die keine Kinder hat, sind schon allein ein Zeichen für Verlust, aber deutet auch daraufhin, dass das *Loch in ihrer Ewigkeit* auch mit der Eitelkeit der Zirkusprinzessin in Verbindung gesetzt werden kann, die vielleicht als junge Frau Angst hatte, durch Schwangerschaft und Geburt ihre Schönheit und tolle Figur zu verlieren. Die immer lachende Zirkusprinzessin erkennt vielleicht ihr Spiegelbild als alte Frau nicht, weil sie in ihrer Vorstellung noch jung und schön ist, und erst dann wahrnimmt, dass sie alt geworden ist, wenn sie sich in diesem jungen Russen spiegelt, und er das Wort *Mama* zurückwirft. Zusammen mit ihrem Spiegelbild funktioniert dieses Wort als ein Wecker, der ihre Illusion eines glücklichen Lebens zerbricht, und zu spät sieht die Frau ein, dass sie gern Kinder hätte, und ihre Knabenfigur scheint ein magerer Trost zu sein (*Heimsuchung*, S. 72), gegen ihre Schwester, die Kinder bekommen und fett werden (*Heimsuchung*, S. 64). In Verbindung mit dieser Kinderlosigkeit, die auch in der Geschichte der Großbauer ein Thema ist, indem Töchter zu seiner Zeit nicht zählen, spricht Ulrike Vedder von einer Thematisierung von Ende und Neuanfang, die in diesem Roman die Genealogie ersetzt, und auch zu dem Thema von der Flüchtigkeit des Einzelmenschen gehört (2014, S. 59).

Die Heimatvorstellung der Frau des Architekten steht in starkem Kontrast zu der ihres Mannes. Er hat als Subjekt seine Identität in seinem Beruf und dem Bau dieses Hauses am

See verankert, während sie ihre innerste Wünsche und eigene Voraussetzungen, die ihre eigene Identität ausmacht, unterdrückt hat. Sie hat eine Schein-Identität durch ihre Funktion als Frau des Architekten etabliert, und sich an die Heimat angepasst, statt sich aktiv die gewünschte Heimat zu schaffen. Daraufhin deutet auch der Titel dieses Kapitel, in dem schon deutlich wird, dass diese Frau nicht durch eigene Funktion oder Eigennamen identifiziert wird. Auch das Lachen wird am Anfang auch als ein Prozess beschrieben, in dem sie kein aktives Subjekt ist: „als hielte ihr Körper das Lachen fest, wolle es partout nicht mehr wieder hergeben, und schüttelte sich noch und noch ohne ihr Zutun“ (*Heimsuchung*, S. 64). Wenn das Lachen als Glück interpretiert wird, kann man hier auch sagen, dass sich das Glück in ihrem Fall nicht nach ihren Wünschen als selbständiges Subjekt entsteht, und dass sie auch in ihrem Glück ein Objekt ist. In der gleichen Weise wird sie auch in ihrem Unglück nur ein Objekt, indem sich das Weinen ihren Körper borgt (*Heimsuchung*, S. 65), oder in ihren Körper zurückkehrt (*Heimsuchung*, S. 72). Das Weinen, das hier in ihren Körper zurückkehrt, wird mit einer Sünde verglichen: „wie ein lange vergessener Gläubiger, der eine Schuld eintreiben wollte, von der sie nichts wusste“ (*Heimsuchung*, S. 72). Die Sünde hat sie gegen sich selbst begangen, weil sie ihr eigenes Selbst unterdrückt hat. In der Unterhaltung von den Gästen scheint sie aktiv teilzunehmen, aber hier ist sie auch nur Objekt der Unterhaltung. In dem Satz: „So vertreiben der Architekt und seine Frau an vielen Abenden sich selbst und seinen Gästen die Zeit“ (*Heimsuchung*, S. 68) verrät auch das grammatische Subjekt, dass es sich nicht um die Frau handelt, sondern um *den Architekten und seine Frau*. Sie hat ihre eigenen Gefühle unterdrückt, indem sie sich an die Heimat angepasst hat, statt sich aktiv die gewünschte Heimat zu schaffen. Die menschliche Aktivität wird bei Greverus „als ein Identitätsmerkmal des Menschen“ beschrieben, „dessen Verlust zu Identitätsbeschädigung führen muss“ (1979, S. 33). Statt sich ihre Umwelt aktiv anzueignen, hat sich diese Frau die Umwelt ihres Mannes passiv angepasst, und dadurch ihre eigene Identität verloren. Mit den Bedeutungskategorien von Andrea Bastian (1995, 218), konnte man erstens sagen, dass die Frau des Architekten in dem Territorium ihres Mannes lebt (die räumliche Kategorie). Weiter fehlt ihr die Gemeinschaft mit anderen Menschen (die soziale Kategorie), weil sie nur eine Rolle spielt, und weil die Gäste keine Freunde sind, sondern ein Publikum. Zu Kriegsbeginn lebt sie sogar ganz allein im Haus, während ihr Mann in der Stadt arbeitet. Zusätzlich fehlt ihr die Zugehörigkeit, die Geborgenheit, das Heimatgefühl und die echte Ruhe der Heimat (die emotionale Kategorie), weil sie immer ihre eigenen Emotionen unterdrückt hat. Während der Tuchfabrikant Junior, Ludwig, durch Vertreibung aus der Heimat Identitätsgefährdung erlebt hat, hat diese Frau in der eigenen Heimat Identitätsverlust erlebt. In der Spiegelmetapher

erkennt Ludwig sowohl sich als auch seinen Vater, weil er als handelndes Subjekt seine eigene Identität gesucht hat, und auch das Erbe aus der Kinderheimat bewahrt hat. Die Frau des Architekten dagegen, erkennt ihr Spiegelbild nicht, wenn sie sich als alte Frau in den Spiegel sieht, und in ihrem Fall symbolisiert die Spiegelmetapher ihren Identitätsverlust. Sie hat ihre eigene Identität so lange verdrängt, dass sie sich nicht mehr erkennt, und sie „vermied, das milchige, runde Gesicht anzusehen, mit dem sie keine Erinnerungen teilte“ (*Heimsuchung*, S. 72).

Die Geschichte von dieser Frau kann vielleicht auch als eine Parallele zu der Geschichte vom Großbauer und seinen Töchtern dienen, indem wir hier auch eine feministische Perspektive ahnen können. Diese Frau wird gegen eigene Wünsche Stenotypistin, weil ihr Vater das will, und richtet sich im Haus am märkischen See ein, weil ihr Mann das will, und bleibt kinderlos, weil ihr Mann schon Kinder hat. Die Zirkusprinzessin ist, wie Ibsens Nora, eine Puppe gewesen, die nach den Wünschen der Männer in ihrem Leben, ihr Leben gelebt hat. Wenn sie, zu spät in ihrem Leben, als alte Frau, diese Lebenslüge versteht, sieht sie ein, dass ihr nur das Ende übrig bleibt, genau wie Relling in Henrik Ibsens *Vildanden* es formuliert: „Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, und Sie nehmen ihm zu gleicher Zeit das Glück“ (Ibsen, 2016). Die Frau des Architekten hat ihr Leben auf eine Lüge gebaut, und hat sogar sich selbst überzeugt, dass diese Heimat für die „Ewigkeit“ ist. Wenn der Russe ihre Illusion von einer glücklichen Heimat zerbricht, nimmt er ihr gleichzeitig auch das Glück. Dass in keinem von diesen beiden Kapiteln, „Der Großbauer und seine vier Töchter“ und „Die Frau des Architekten“, von Müttern die Rede ist, sondern nur von den Vätern, symbolisiert auch, dass die Frauen immer noch der patriarchalischen Weltordnung einigermaßen unterworfen sind, und es ist vielleicht nicht überraschend, dass die Frau des Architekten dieses Grundstück am See „Jedenfalls keinem Mann“ (*Heimsuchung*, S. 76) vererben will. Trotzdem wird aber durch mehrere Hinweise im Text gezeigt, dass die Situation der Frauen sich vom 17. Bis 20. Jahrhundert geändert hat, und dass die Frau des Architekten einen größeren Teil der Verantwortung für ihr Unglück selbst tragen muss. Sie hat mehrere Möglichkeiten als die Töchter des Großbauers, hätte sich aber durchsetzen sollen und als selbständiges Subjekt handeln müssen.

In einer Geschlechts-Perspektive kann diese Frau vielleicht auch als eine Trägerin der, aus maskuliner Sicht, traditionellen femininen Definition des Heimatbegriffs gesehen werden. In dieser Tradition ist die Mutter die Heimat, aus der Männer in die Welt kommen, und wenn

sie, auf ihre maskulinen Wanderungen, Expeditionen, Weltreisen und Raubzüge in die Welt hinausfahren, um Männer zu werden, wird in der Literatur oft von Heimweh und Mutterliebe geschrieben, und von der Mutter oder Frau, die zu Hause bleibt. Wenn diese Männer in einem nostalgischen Rausch in die Heimat zurückkehren, dann kehren sie heim zu der lieben Mutter/Frau (Blickle, 2012, S. 56). Während der Mann dieser Frau sich um sein Büro in der Stadt kümmert, ist die Frau des Architekten in die Heimat geblieben. Gerade wenn die Frau den Einsicht gewinnt, diese biologische Aufgabe der Heimat nicht erfüllt zu haben, ereignet sich die Episode zwischen ihr und dem jungen Russen in dem geheimen Schrankzimmer. Dieses Ereignis hat Züge vom Ödipus-Mythos, indem die Sehnsucht des Russen nach seiner gestorbenen Mutter, und die Sehnsucht der Frau nach einem Sohn, den sie nicht bekommen hat, in einer sexuellen Episode resultiert. Teilweise wird die Frau von einem unterdrückten mütterlichen Instinkt überwältigt, aber auf der anderen Seite will sie vielleicht noch ihre Jugend durch ihre Sexualität bestätigen, weil sie noch nicht akzeptiert hat, dass sie alt geworden ist, und so drückt sie ihn gegen den Boden und führt mit ihm einen Geschlechtsakt, in der sie die Führung hat, und er mitmacht. Die Frau des Architekten repräsentiert eine zwiespältige Heimatvorstellung. Sie ist die Arena eines Kampfs zwischen einer traditionellen Heimatvorstellung von ortsgebundener Mutterschaft und einer modernen mobilen Heimatvorstellung. Obwohl sie sich auf diesem Grundstück bei dem See mit ihrem Mann niedergelassen hat, hat sie ihr ganzes Leben eine starke Neigung zur Bewegung empfunden. Diesen Bewegungsdrang beschreibt Peter Blickle mit den Wörtern: „a nomadic need to keep moving“ (2012, S. 64), und setzt ihn in Verbindung mit einer modernen Heimatvorstellung, in der der Mensch seine Identität in dem Zwischenfeld der Identität der Vergangenheit (der Elternheimat) und sein eigenes Leben der Gegenwart sucht. Hier zieht er eine Parallele zu Herta Müller sowohl als zu Jenny Erpenbeck, die beide mit einem zwiespältigen Heimatbegriff operieren, ohne klare Antworten zu geben. Bei beiden Autorinnen ist Heimat ein sehr wichtiger Begriff, den aber in gehörigem Abstand gehalten werden muss, damit man in der Heimat nicht gefangen wird (2012, S. 65).

Das Mädchen

Dieses Kapitel erzählt die Geschichte von Doris, der Tochter von Ernst und Elisabeth, der Enkelin vom alten Tuchfabrikanten, und der Nichte vom jungen Tuchfabrikanten, der mit seiner Frau rechtzeitig nach Südafrika ausgewandert ist. Nach der Ausreise des Onkels, der verfehlten Ausreise nach Brasilien, dem Abtransportieren der Großeltern, dem Tod des

Vaters, dem Wegbleiben der Mutter nach der Arbeit und der Entleerung des Ghettos, sitzt das Mädchen in ihrem Versteck, einer winzigen, dunklen Kammer in dem Judenghetto in der Nowolipiestraße in Warschau. Jetzt sitzt das zwölfjährige Mädchen in diesem engen, dunklen Versteck ganz allein mit seinen Erinnerungen an ein glückliches Leben mit seiner Familie, mit den Großeltern und seinem Onkel in den Sommern an dem märkischen See.

Nach allen Bedeutungskategorien von Andrea Bastian, der räumlichen, der emotionalen und der sozialen Kategorie (1995, S. 218), ist der Verlust einer Heimatvorstellung im Fall Doris total. Am Anfang ist die Heimatvorstellung des jungen Mädchens physisch in Geburtsort und Wohnort in der geographischen Gegend seiner Kindheit verankert (räumlich). Durch den Krieg und die Verfolgung der Juden löst sich die Vorstellung von der Heimat in Guben auf: „Die Gubener Wohnung war mit dem Packen des Containers für den Umzug nach Brasilien aufgelöst worden“ (*Heimsuchung*, S. 86). Die Hoffnung auf Ausreise hat die Erinnerungen an die Gubener Heimat am Leben gehalten, aber wenn der Vater stirbt, wird die Auflösung der Gubener Heimat etwas Endgültiges. Für Doris ist diese Heimat nicht mehr heil, und die einzige heile Heimat ihres Bewusstseins, das Haus und das Grundstück am See (räumlich), wo sie in ihrer glücklichen Kindheit mit der Familie (sozial) gemütliche Sommer in Sicherheit und Freiheit verbracht hat (emotional), existiert nur in ihrer Erinnerung. Mit der Auflösung der Gubener Wohnung ist die Heimat fremd geworden, und das einzige Bekannte, das sie noch mit Heimat verbindet, sind die Sommer an dem See: „Farbig ist nur noch das, woran sie sich erinnert“ (*Heimsuchung*, S. 80). Die Farben symbolisieren die verlorene glückliche Heimatvorstellung, und dieser Symboleffekt wird durch eine Wiederholung mit Variationen verstärkt: „Erinnerungen an Tage, an denen das ganze Blickfeld mit Farben ausgefüllt war bis an die Ränder“ (*Heimsuchung*, S. 81). Die letzte Stufe der Auflösung ihrer Heimatvorstellung fängt damit an, dass ihre Sachen aus der Gubener Wohnung wieder ausgepackt, und an fremden Leuten verkauft werden. Das Anzeichen der Erwähnung von Sachen und Preisen aus dem Kapitel des Tuchfabrikanten wird jetzt verwirklicht: „in Guben ihr Kinderbett, laufende Nummer 48, für Mk. 20,- an Frau Warnitschek aus der Neustädter Straße 17 versteigert ... und die Ziehharmonika ihres Vaters, laufende Nummer 133, für Mk. 36,- an Herrn Moosmann, Salzmarktstraße 6“ (*Heimsuchung*, S. 88). Die Endgültigkeit und die katastrophalen Konsequenzen dieses Ereignisses wird dadurch illustriert und hervorgehoben, dass dieser Verkauf von ihren Sachen und die definitive Auflösung der Heimat an „eines der längsten Tage des Jahres“ (*Heimsuchung*, S. 88) passiert. Die endlose Reihe von Nebensätzen, in der dieser Prozess beschrieben wird, symbolisiert die endlose Reihe von

Juden, die nicht nur der physischen Vernichtung, sondern auch der finanziellen Liquidation der nationalsozialistischen Kriegsmaschinerie preisgegeben waren.

Die Heimatvorstellung von dem jungen Mädchen Doris verwandelt sich von einer Vorstellung eines glücklichen Lebens auf der Erde in eine Vorstellung einer himmlischen Heimat der Ewigkeit. Diese Entwicklung einer neuen religiösen Heimatvorstellung, wird dadurch unterstützt, dass sie gerade an dem Tag der Auflösung der Gubener Wohnung, bei einem Händler „einen Roman mit dem Titel ‚Sankt Gunther oder Heimatlos‘“ entdeckt (*Heimsuchung*, S. 87). Der Zusammenfall dieser zwei Ereignisse macht diesen Romantitel, mit Hinweis auf den heiligen Gunther von Böhmen (955-1045), einen Mönch und Eremiten, der aus freier Wahl und Gottesehrfurcht seine Heimat verlässt um in dem Wald zu leben (Odden, 2016, Abs. 7), ein Symbol der jetzt endgültigen Heimatlosigkeit des Mädchens. Der Hinweis auf diesen heiligen Mann, der die Heimatlosigkeit im Namen Gottes gewählt hat, kann als ein Symbol dafür funktionieren, dass Doris jetzt nur die himmlische Heimat übrig bleibt. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass dieser Romantitel auf Grund eines Missverständnisses zu Stande gekommen ist. Im persönlichen Gespräch am 19.05. 2016 verrät Jenny Erpenbeck, dass sie die Geschichte von diesem heiligen Mann nicht gekannt hat, und dass sie *zwei* verschiedene Titel in einem von den privaten Briefen, die sie als Vorarbeit für den Roman gelesen hat, für *einen* Titel missdeutet hat: *Sankt Gunther* und *Heimatlos* (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). Dessen ungeachtet, hat dieser fiktive Romantitel einen treffenden Symboleffekt in der Geschichte von Doris.

Die Entwicklung von einem neuen religiösen Heimatbild wird gegen Ende ihres Lebens vollzogen. Wenn sie weggeführt wird, denkt sie: „jetzt gehen alle endlich für immer heim“ (*Heimsuchung*, S. 90), und gerade vor der Hinrichtung fragt sie sich: „Ist sie tatsächlich nach Hause gekommen?“ (*Heimsuchung*, S. 91). Wenn sie sich auf das Brett stellt, um sich erschießen zu lassen, denkt sie an das Tauchen und das Schwimmen, die öfters im Roman mit Freiheit verbunden ist. Hier liegt auch eine nahe Verbindung zu dem Bild der versunkenen Stadt, das auch die Verbindung zwischen Wasser und Himmel errichtet: Die versunkene Stadt wird ein Bild ihres verschwundenen Lebens, aber auch eine Vorstellung davon, dass das Leben irgendwie, in einer anderen Form weiterläuft, so wie sie sich es auf dem Boden des märkischen Sees vorstellt, dass die Menschen wie zuvor weiter rumlaufen, ohne atmen zu müssen: „... , im ewigen Leben nicht anders gingen, saßen oder standen als zuvor auf der Erde“ (*Heimsuchung*, S. 80). Vielleicht kann dieses Bild als eine Art Spiegelmetapher

aufgefasst werden, in der das Wasser, in der Vorstellung eines Kindes, ein Spiegelbild von einem ewigen Leben in einem „versunkenen Himmel“ zurückwirft (*Heimsuchung*, S. 80). Wenn sich das Mädchen jetzt auf der Erde fremd fühlt, und seine Heimatvorstellung der Kindheit zerstört wird, stellt sie sich vielleicht eine Heimat im Himmel vor: Räumlich, eine „Wohnung im Hause des Vaters“, ein „soziales Miteinander“ und emotional, „Geborgenheit in Gott als selbstverständlich in der Ewigkeit des himmlischen Friedens“ (Bastian, 1995, S. 172). In der dunklen Kammer hat sich Doris gefragt: „War damals das Leben noch heil?“ (*Heimsuchung*, S. 83). Mit dieser Frage wird die Symbolik von der Heimat als heile oder unheile Welt vom Kapitel des Tuchfabrikanten wieder aufgenommen. Die Frage, ob die Welt ihrer Kindheit noch heil war, setzt voraus, dass die Welt, und so auch die Heimat, jetzt unheil geworden ist. Die Verbindung des Worts zu dem Hitler-Gruß, *Sieg Heil* verstärkt das Bild von der veränderten Wirklichkeit des Mädchens: Die heile Welt seiner Kindheit hat sich in die heile Welt der Nationalsozialisten verwandelt. Das Wort *heil* schlägt hier auch eine etymologische Verbindung zu dem Wort *Heiland* vor, und eine symbolische Interpretation von einer Welt, die von Christus als Retter der Menschen verlassen ist. In der äußersten Konsequenz, gibt es in dieser Welt keine Rettung mehr, und keine Hoffnung auf eine glückliche Heimat. Schließlich wird nur die ewige Heimat bei Gott die einzige Möglichkeit.

Die Hoffnung auf und die Vorstellung von einem alternativen Leben in Brasilien funktioniert als einen Kontrast zu dieser Heimat im Himmel, und als eine alternative Heimat auf der Erde. Der Traum von Brasilien wird ein Symbol darauf, dass die Heimat nicht notwendigerweise für immer an einem bestimmten geographischen Ort verankert sein muss, sondern ein Irgendwo ist, wo man in Freiheit sein Leben in Sicherheit leben kann. Seen und Bäume gibt es in Brasilien auch, und während hier die Welt immer kleiner geworden ist, sind die Bäume dort doppelt so groß, und während hier alles schwarz geworden ist, braucht man dort einen Sonnenhut (*Heimsuchung*, S. 86). Die Sonne gilt hier auch als Symbol für das Leben, und dient als Kontrast zu dem Ende des Mädchens, wenn sie entdeckt ist, und die Straße zum letzten Mal entlang, gerade nordwärts gehen muss, mit der Sonne im Rücken (*Heimsuchung*, S. 90). Sie muss jetzt in der entgegengesetzten Himmelrichtung gehen, und bewegt sich immer weiter weg von Brasilien, der Sonne und dem Leben.

Als ein Zeichen der Bedeutung der Heimat im Bewusstsein des Menschen, verschwindet parallel zu dieser Verwandlung der Heimatvorstellung von Doris, auch Schritt für Schritt das Mädchen selbst. Die Verbindung dieser zwei Prozesse sehen wir unter anderem in der

Metapher, in der das Schrumpfen seiner Welt so weit geht, dass die Straßen, die noch seine Welt ausmachen, sich in kürzerer Zeit erwähnen lassen als die Dauer eines Vaterunsers (*Heimsuchung*, S. 90). Dieser Vergleich zwischen dem, was noch ihre Welt ist, und einem der bekanntesten christlichen Gebete ist auch noch ein Hinweis darauf, dass ihr jetzt nur noch eine himmlische Heimatvorstellung übrigbleibt. Dass hier ein christliches Gebet verwendet wird, kann damit verbunden werden, dass die Nationalsozialisten, die diese junge Jüdin verfolgen, sich als Christen vorstellen, oder vielleicht damit, dass das Mädchen schon jahrelang in einem christlichen Land gelebt hat, und einigermaßen assimiliert ist. Doris muss sich auch, durch mehrere Wiederholungen, die ganze Zeit an ihr Leben erinnern, mit einer Verankerung in ihrer Identität in der Familie, die sie mit ihrer Existenz und ihrer Heimat verbindet: „So lange dieser Satz gilt, heißt sie noch Doris, solange gibt es sie noch: Doris Tochter von Ernst und Elisabeth zwölf Jahre alt geboren in Guben“ (*Heimsuchung*, S. 84). Diese Wiederholungen dienen, wie die Familientafel des Tuchfabrikanten, als noch ein Denkmal über und eine Erinnerung an die Juden als Opfer des Krieges, ist aber auch ein Beispiel dafür, dass sie das Gefühl vom langsamen Verschwinden hat, und ihre eigene Existenz bezweifelt. In der Metapher von einer schrumpfenden Welt wird dargestellt, wie die Heimat der Juden nach und nach verkleinert wird:

Immer weniger war alles geworden ... und auch der Teil der Stadt, den sie betraten, war schon um vieles erleichtert. Bäume gab es dort nicht, schon gar keinen Park ... Was jetzt noch Welt war, konnte ein Kind leicht zu Fuß erreichen. (*Heimsuchung*, S. 85)

Das Wort *erleichtert* bekommt hier einen ironischen Effekt, weil es hier mit der Bedeutung von weniger Gewicht benutzt wird, und das Phänomen bezeichnet, dass den Juden immer mehr entnommen wird. Wenn Doris jetzt in ihrer Kammer sitzt, erlebt sie, dass alle anderen verschwunden sind: „bis vor wenigen Tagen waren alle Zimmer mit Menschen gefüllt, die atmen wollten, ... alles still ... alles still ... alles vollkommen still“ (*Heimsuchung*, S. 82). Ihre Welt ist jetzt an die kleine Kammer begrenzt, und mit dem Gefühl, dass alles verschwindet, denkt sie an die Zeit, „in der alles da war“ (*Heimsuchung*, S. 82). Diese Zeit, in der alles da war, steht für Doris in starkem Kontrast zu der Zeit, die „sich zwischen sie und ihre Eltern, zwischen sie und alle übrigen Menschen geschoben“ hat (*Heimsuchung*, S. 80), und „Zeit hat sie mit sich fortgerissen und in diese dunkle Kammer gesperrt“ (*Heimsuchung*, S. 79). Die Zeit bekommt hier eine doppelte Funktion, eine durch die Denotation des Wortes, und eine zweite als ein Symbol der politischen Umstände, die sie der Heimat und schließlich

ihrer ganzen Existenz beraubt: „Die Zeit, die sie wahrscheinlich immer weiter und weiter entfernt von dem Mädchen, das sie vielleicht einmal war“ (*Heimsuchung*, 79). Gleichzeitig hat Doris das Gefühl, dass ihre Zeit aus ist, und dass die Zeit vielleicht schon still steht: „Lief die schwarze Zeit immer weiter, auch wenn der Mensch nur noch saß, lief die Zeit immer weiter und riss selbst ein versteinertes Kind noch mit sich fort?“ (*Heimsuchung*, S. 80) Die Zeit ist jetzt schwarz im Kontrast zu den farbigen Erinnerungen aus der glücklichen Kindheit, und Doris fühlt sich nicht nur versteinert, sondern fragt sich auch ob man das Alter schon früher erreicht, wenn man mit zwölf Jahren stirbt (*Heimsuchung*, S. 85). In der stillen, dunklen Kammer verschwindet langsam ihre Identität als Mensch, und sie fühlt sich jetzt wie „eine taube und blinde Alte“ (*Heimsuchung*, S. 86), als ein Kontrast zu dem Kind, das sie einmal war:

Sei nicht so wild, hatte der Vater immer zu ihr gesagt, wenn sie quer über das Parkett durchs Zimmer schlitterte ... Niemals ist sie in ihrem Leben wilder gewesen, als in dieser winzigen Kammer, in der sie nicht spricht, nicht singt, nicht aufstehen kann (*Heimsuchung*, S. 85).

Diese Beschreibung von Inaktivität ist ein Signal darauf, dass gerade dieser Mangel an Aktivität zum Identitätsverlust führt. Laut Greverus sind Identität, Sicherheit und Aktivität die drei wichtigsten Bedeutungskomponenten des Heimatbegriffs (1979, S. 17). Doris hat die Sicherheit ihrer Heimat verloren, sie lebt in ihrer Kammer in größter Gefahr, und ihr sind alle Möglichkeiten menschlicher Aktivität weggenommen. Wie früher erwähnt, wird diese Aktivität von Ina Maria Greverus als ein so wichtiges Identitätsmerkmal des Menschen definiert, dass der Mensch, dem die Möglichkeit aktiv zu sein entnommen wird, eine schwere Identitätsbeschädigung erleiden wird (1979, S. 33). Die Zeit in der dunklen Kammer wird nur ein Schritt auf dem Weg zum Ende ihrer Existenz, und sie weiß jetzt wohin dieser Weg führt. „Jetzt ist es nur noch ein kleiner Übergang, der ihr bevorsteht“ (*Heimsuchung*, S. 83), und ihre Gedanken sind eine Auseinandersetzung mit dem Dasein und den Erinnerungen ihres kurzen Lebens. In dieser dunklen Kammer, ist ihre Existenz schon reduziert, und sie hat praktisch schon angefangen zu verschwinden: „Sie würde gern irgendeinen Beweis dafür haben, dass sie da ist, aber es gibt keinen Beweis“ (*Heimsuchung*, S. 79). „Wem gehören jetzt noch, in solcher Dunkelheit, diese Worte?“ (*Heimsuchung*, S. 79). Das Leben, so wie sie es kennt, ist schon vorbei, „Rings um sie ist alles schwarz“ (*Heimsuchung*, S. 79) und es gibt „nicht einmal einen kleinen Spalt ..., durch den Licht einfällt“ (S. 79). Die Dunkelheit und das Schwarze symbolisieren den Heimatverlust, den Verlust der Unschuld der Kindheit, die

abnehmende Existenz, und schließlich den Tod, im Kontrast zu allen Erinnerungen an das Leben, das sie einmal hatte, die mit Farben und Licht verbunden werden. In dieser von Licht und Farben entfernten dunklen Kammer, zweifelt das Mädchen nicht nur an der eigenen Existenz, sondern auch an der Existenz der Welt:

War außer ihr noch irgendwer auf der Welt? Jetzt wird ihr klar, was sie die ganze Zeit nicht bedacht hat: Wenn niemand mehr weiß, dass sie da ist, wenn sie nicht mehr da ist, wer weiß dann von der Welt? (*Heimsuchung*, 89)

Das Mädchen hat keine Zukunft, und wendet sich an die Vergangenheit um sich seiner Existenz zu versichern, als eine Art Selbst-Identifikation, wenn sie scheint von allen anderen schon vergessen zu sein (Probst, 2010, S. 77).

Laut Ina Maria Greverus, ist Heimat eine Lebensqualität und „eine Leistung des tätigen, sich Umwelt aneignenden Subjekts“ (1979, S. 17), und infolge dessen nennt sie „die politische Aufgabe Heimat“ (1979, S. 17) eine der wichtigsten politischen Aufgaben. Diese Aufgabe des Staats besteht darin, eine Gesellschaft zu entwickeln, in der alle Menschen die Möglichkeit bekommen, sich eine Heimat zu schaffen. Wie viele Menschen während des zweiten Weltkriegs, ist Doris dieser Lebensqualität beraubt worden, und diese ist eine der wichtigen politischen Aufgaben, die in dieser Zeit nicht erfüllt wurden. Doris hat sich versteckt, um sich das Leben zu retten, und repräsentiert auf diese Weise einen leisen Protest gegen das nationalsozialistische Regime und den Volksmord an den Juden im zweiten Weltkrieg: „hier nun war sie ein wildes Kind, aber wild hieß hier: nicht zu gehen statt einer andern, den Kopf nicht zum Zählen hinzuhalten, sich totzustellen, statt sich zum Sterben zu melden, überleben zu wollen, ohne zu trinken, zu essen“ (*Heimsuchung*, S. 85). Das Überleben *ohne zu trinken und zu essen* illustriert das Unmögliche in ihrer Situation, und gibt ein Anzeichen dafür, dass ihr Vorhaben, sich das Leben zu retten, eine unmögliche Aufgabe ist. Es gibt im Text mehrere Vorbedeutungen für das unvermeidliche Ende der Geschichte des Mädchens: „Erst mit dem Tod des Vaters hatte sich erwiesen, dass die Verpackung ihres Gubener Alltags ins Dunkle in Wahrheit eine Vorwegnahme ihrer eigenen Verpackung und beides zusammengenommen etwas Endgültiges war“ (*Heimsuchung*, S. 87). Als Todessymbol funktioniert auch die Kammer in der sie sitzt, die als einen Sarg dargestellt wird: Alles ist schwarz und still und die Kammer ist so eng, dass sie sich kaum bewegen kann (*Heimsuchung*, S.79).

Am Ende des Kapitels können wir im Klartext lesen, was wir schon längst verstanden haben: Doris wird entdeckt, abtransportiert und geschossen, und dann gibt es keine Spur mehr, nach ihren zwölf Jahren auf der Erde. Alle ihre Erinnerungen an das was sie auf der Erde gemacht hat „wird ins Unerfundene zurückgenommen, und schließlich, ganz zuletzt, auch der Name des Mädchens selbst, bei dem niemals mehr jemand es rufen wird: Doris“ (*Heimsuchung*, S. 92). Auf diese Weise wird sie in die Reihe von Menschen hineingefügt, die eine kleine Weile auf der Welt sind, bevor alle Spuren von ihnen wieder verschwunden sind.

Der Rotarmist

Das Kapitel vom Rotarmisten ist nicht nur die Geschichte von dem Russen, der das Leben der Frau des Architekten geändert hat, sondern ein Kommentar zu dem Phänomen Krieg. Er ist ein junger Russe, der sich mit fünfzehn, aus Wut, freiwillig zum Kämpfen gemeldet hat, weil die Deutschen seine Familie umgebracht haben, und seine Heimat auf diese Weise kaputtgemacht haben. Er ist jetzt daran beteiligt:

... die Deutschen auf der Landkarte immer weiter zu schieben, über ihr Land hinaus zu schieben, ... bis ins Mittelmeer oder den Atlantik, ihnen dann nach-zusinken in die Tiefe, immer weiter, bis dahin, wo die Bewegung der Feinde und seine eigene endlich durch dieselbe Stille erstickt würde“. (*Heimsuchung*, 95)

Diese Metapher ist eine Beschreibung seiner Wut über die Ermordung seiner Familie und seines Bedarfs an Rache, aber auch eine Erkenntnis, dass die Rache auch für den Rächer Zerstörung bedeutet. Der Russe wird als eine Mischung von Opfer, Rache und Wut dargestellt, und ein Beispiel dafür, dass im Krieg beide Seiten Opfer sind. Gleichzeitig ist dieses Verschieben der Deutschen eine Vergeltung dafür, dass die Deutschen versucht haben, sein Heimatland einzunehmen: „Irgendwann war aus dem Vertreiben ein Einnehmen geworden, und aus der Verteidigung der Heimat ein Wüten in der Fremde“ (*Heimsuchung*, S. 95). Die russischen Soldaten haben auch kein Verständnis dafür, dass die Deutschen ihre Heimat überhaupt verlassen haben, wo sie alles hatten: „Je mehr deutsche Häuser sie betraten, desto schmerzhafter stellte sich ihnen die Frage, warum die Deutschen nicht hatten dort bleiben können, wo ihnen zum Bleiben nichts, aber wirklich nicht das Allergeringste fehlte“ (*Heimsuchung*, S. 95), und dann wird der Krieg mit dem Innern des Körpers geführt: „Je reicher die Häuser, in denen sie Quartier machen, desto mehr wird geschissen, als müsse auf diese Weise irgend etwas, das aus dem Lot ist, wieder richtig gerückt werden“ (*Heimsuchung*,

S. 94). Gleichzeitig mit der Erkenntnis, dass Deutschland als Repräsentant des Westens einen viel höheren materiellen Standard hat als die kommunistische Sowjetunion, kommt auch im Vergleich zwischen den zwei Ländern im Gedanken des jungen Russen zum Ausdruck, dass die Menschen in seinem Heimatland einen hohen Moral haben, während Deutschland mit moralischen Verfall verbunden wird. Dieser Vergleich zwischen den zwei Ländern hat die offenbare Konklusion, dass die beiden Heimatländer sowohl positive als negative Seiten haben, aber dass sie für die verschiedenen Völker trotzdem als Heimat eine Sonderstellung haben.

Das Phänomen Krieg ist fast immer auf irgendeine Weise mit dem Thema Heimat verbunden. Die Nationalsozialisten haben die Heimat durch ihren Krieg erweitern wollen, unter Parolen von Lebensraum und einem ideologisierten Heimatbegriff, der in diesem Roman nicht direkt berührt wird. Der Fokus des Romans sind die Menschen, denen dieser Krieg in verschiedenen Weisen die Heimat zerstört hat. Für den jungen Russen handelt die Verbindung zwischen Heimat und Krieg von Verteidigung oder Rache. Auch wenn sich die Episode oben im Schrankzimmer ereignet, macht sich der junge Soldat Gedanken über den Krieg. Während seine Männer ihre Möbel unten beschießen, anpinkeln und ankotzen, pinkelt die Frau den jungen Major ins Gesicht:

..., wie seine Männer die bemalte Tür unten in der Vorhalle des Hauses angepinkelt haben, pinkelt die Frau ihn an, also führt sie doch Krieg, oder ist das die Liebe, der Soldat weiß es nicht, beides sieht sich so ähnlich. (*Heimsuchung*, S. 100)

In der Intimszene zwischen den beiden im Schrankzimmer, unterstützt auch die Wortwahl diese Ähnlichkeit zwischen Krieg und Liebe, und viele von den Wörtern, die diesen Geschlechtsverkehr beschreiben, sind Wörter von Krieg und Kampf: angreifen, packen, drücken, reißen, würgen, spucken, stoßen, klatschen, Deckung, Völker, Sieg, Niederlage, Tod, „alles Leben ist herausgespritzt“ und „jetzt ist überhaupt nichts mehr da“ (*Heimsuchung*, S. 103). Sie spricht deutsch, er spricht russisch, aber ob es der Tod oder die Liebe ist, ist „der letzte Schrei in allen Sprachen der gleiche“ (*Heimsuchung*, S. 103). Diese Ähnlichkeit zwischen Krieg und Liebe, Feind und Opfer, die hier formuliert wird, kann als ein Beispiel dafür interpretiert werden, dass diese Gegensätze nur zwei Seiten der gleichen Sache sind, und dass die gleichen Triebkräfte in manchen Fällen dahinterstecken. Ausschlaggebend wird der Sichtwinkel, oder wer die Wahrheit formuliert, oder anders ausgedrückt: „Vielleicht

besteht der Krieg nur in der Verwischung der Fronten" (*Heimsuchung*, S. 100). Der Krieg ist für jeden das gleiche, bloß der Ausgangspunkt nicht: „Die einen schießen aus Angst, die anderen, weil sie nicht aus ihrem Versteck herauskönnen, und die dritten aus Wut, denkt er, und alles zusammengenommen heißt Krieg“ (*Heimsuchung*, S. 98). Wenn der junge Soldat sich weitere Überlegungen über das für ihn irrationelle Wesen des Kriegs macht, denkt er an die Angst als einen Motivator beider Seiten: „vielleicht besteht darin der Krieg, dass immer einer aus Angst vor dem andern die Führung übernimmt, und dann wieder umgekehrt, und immer so weiter“ (*Heimsuchung*, S. 100). Dieses *wieder umgekehrt und immer so weiter* und Angst auf beiden Seiten werden Ausdrücke der Kausalität und Meinungslosigkeit des Kriegs. Die Beschreibung von dem Phänomen Krieg und den berührten Menschen radiert den Unterschied zwischen den Gegnern aus, und introduziert eine Universalität der Menschen, die die Meinungslosigkeit des Kriegs noch weiter hervorhebt. Der Krieg bedeutet für ihn eine Auflösung von allem, was er kennt, und die Welt ist jetzt unerkennbar: „wer lebt, wäscht sich nicht mehr, und wer verschüttet wurde, der fault und fängt an zu stinken“ (*Heimsuchung*, S. 99). Trotz seines jungen Alters sieht der Russe auch die verfehlte Wirkung der Methoden des Kriegs: „vielleicht ist es gerade seine Schwäche, die die Frau viel wirksamer entwaffnet, als es Gewalt vermocht hätte“ (*Heimsuchung*, S. 101).

Der junge Russe ist ein Repräsentant der Heimatlosen, indem seine Kinderheimat durch den Krieg zerstört worden ist. Er hat seine zerstörte Heimat verlassen, um Rache zu suchen, obwohl er weiß, dass es ihm nicht viel bringen wird. Er scheint keine Hoffnung auf eine neue Heimat zu haben, aber in seinem Bewusstsein ist sein Heimatland angegriffen worden, und vielleicht ist die Verteidigung des Vaterlands das Letzte, das er noch von seiner Heimatvorstellung hat. So könnte man vielleicht sagen, dass er seine soziale Anknüpfung in der Gemeinschaft der Soldaten findet, und dass diese Gemeinschaft jetzt seine Heimat ist, aber es scheint als ob er sich auch unter seinen Männern fremd fühlt. Er befindet sich jetzt in der Fremde, und der Vergleich zwischen der Sowjetunion und Deutschland, in Bezug auf Lebensstandard und Moral, wird auch ein Vergleich zwischen der Heimat und der Fremde: „Dort, wo er zu Hause war, gab es so etwas nicht“ (*Heimsuchung*, S. 101).

Vielleicht liegt gerade in seiner Erkenntnis über das universelle Wesen des Menschen, auch eine Hoffnung auf eine neue Heimat der Zukunft, obwohl er noch zu jung ist, sich von der Vorstellung einer an der Kinderheimat gebundenen Heimatvorstellung loszureißen. Vielleicht wird er später die Möglichkeit einer neuen Heimat anderswo entdecken, wie der eine Soldat

es ausdrückt, wenn er sich auf die Ofenbank zum Schlafen hinlegt: „Fast wie zu Hause“ (*Heimsuchung*, S. 105). Genau wie im Kapitel des Architekten, das Haus/die Heimat als eine dritte Haut beschrieben wird, die man sich ausziehen kann, können auch die deutschen Mäntel hier als ein Symbol dafür interpretiert werden, dass die Heimat überall sein kann: „Einer probiert gerade einen der deutschen Mäntel an. Nicht schlecht, sagt er, passt“ (*Heimsuchung*, S. 104). Sein sowjetischer Mantel, der jetzt auf dem Boden liegt, ist, wie die Heimat des Rotarmisten, ganz zerschlissen. Wegen der Ereignisse seines jungen Lebens, fühlt sich der junge Russe unter den Menschen fremder als unter den Tieren: „die Leiber der Tiere, die dem Jungen so vertraut sind, dass er auch blind von Pferd zu Pferd gehen könnte“ (*Heimsuchung*, S. 94), und mit dem Marderpelz über der Schulter und der Lederrolle in der Manteltasche wird er am Ende des Kapitels mit einem Jäger verglichen, der, wie der Gärtner, im Wald lebt, und mit den Menschen wenig Kontakt hat. Dieser Vergleich schlägt vor, dass er sich zu dieser Zeit eine Heimat in der Natur vorstellt.

Wenn dieser junge, russische Major und seine Soldaten das Haus des Architekten übernehmen, entdeckt er, als der einzige von ihnen, die Frau des Architekten in dem geheimen Schrankzimmer, und es ereignet sich eine seltsame Begegnung zwischen zwei Menschen aus zwei sehr verschiedenen Welten: Einem elternlosen jungen Soldat aus einem kommunistischen Land, der noch kein Geschlechtsverkehr gehabt hat, und einer kinderlosen Frau mittleren Alters im Westen, die ihren jetzt unfruchtbaren Körper in einem Schrankzimmer versteckt. Dieser junge Mann hat durch den Krieg seine Heimat, und so auch seine Kindheit, verloren: „Es ist, als hätte die Kindheit zusammen mit der Heimat aufgehört“ (*Heimsuchung*, S. 101). Diese alternde Frau in einer fremden Heimat erweckt seine Sehnsucht nach der eigenen verlorenen Heimat, und durch die physische Nähe zu dieser Frau hier im Dunkeln, fängt er fast unbewusst an, ihre Brüste zu berühren, und sie zu küssen. Diese Handlung kann als einen Versuch interpretiert werden, die Mutter als Symbol der Heimat in Besitz zu nehmen, und, wie schon im Kapitel der Frau des Architekten erwähnt, als eine Parallele zu dem Ödipus-Mythos gesehen werden. Wenn die Frau sich nicht mehr wehrt, sondern weint, wird er von diesen Gefühlen überwältigt, und streicht sie über den Kopf. Es ist wahrscheinlich anzunehmen, dass die Brüste dieser Frau ihn an seine Mutter erinnert, deren Hände, Brüste und Augen in seiner Heimat verbrannt waren (*Heimsuchung*, S. 96), und aus Entbehrung oder Heimweh (*Heimsuchung*, S. 96) sagt er: „Mama“ (*Heimsuchung*, S. 100). Bei diesem Wort übernimmt sie die Kontrolle. Sie stößt ihn von sich, so dass er fällt, und pinkelt ihn ins Gesicht. Wenn er jetzt anfängt zu weinen, erweckt das wahrscheinlich in ihr

einen schlafenden mütterlichen Instinkt, und sie „trocknet ihm ... das Gesicht ab und spricht leise zu ihm“ (*Heimsuchung*, S. 101), wie eine Mutter, die das Kind tröstet. Dass zwischen den beiden sich jetzt eine Mutter-Sohn-Episode gerade abspielt, wird im Text direkt ausgesprochen: „Es fehlt nicht viel, und sie würde ihn mit einem kleinen Klaps auf den Po zum Schrank hinausschieben, wie eine Mutter, die ihr Söhnchen auf den Weg zur Schule verabschiedet“ (*Heimsuchung*, S. 101). Der cremefarbene Morgenmantel, in den er mehrmals sein Gesicht versenkt, und der Geruch nach Kampfer und Pfefferminz, die ihn an Reife und Frieden erinnern, sind auch als Symbole seines Mutterbildes, und so auch als Heimatsymbole, aufzufassen. Für den jungen Russen ist diese Episode mit der reifen Frau einerseits ein Ausdruck seines Heimatverlusts und seine Sehnsucht nach der Mutter und der verlorenen Heimat. Andererseits wird das geheime Schrankzimmer für ihn eine Metapher für die neue sexuelle Erfahrung, die er hier gemacht hat: „Eigentlich hat er nur einen Schrank aufgemacht“ (*Heimsuchung*, S. 104). Er macht die Tür wieder zu, und am nächsten Tag verlassen die russischen Soldaten das Haus.

Die Schriftstellerin

Die Schriftstellerin lebt zu Ostzeiten, ungefähr zwanzig Jahre nach dem Frieden, in dem Haus des Architekten, mit ihrem Mann, ihrem Sohn, ihrer Schwiegertochter und dem Enkelkind zusammen. Sie ist über Prag in die Sowjetunion geflüchtet, „nicht wegen ihrer jüdischen Mutter (...) sondern als Kommunistin“ (*Heimsuchung*, S. 117). Sie ist nach dem Frieden mit ihrem Mann nach Deutschland zurückgekehrt, und arbeitet jetzt mit einem neuen Buch, um ihre Geschichte an die nächsten Generationen weiter zu vermitteln: „Seit ihrer Rückkehr nach Deutschland hatte all ihre Leidenschaft dem Versuch gegolten, durch die Buchstaben hindurch ihre Erinnerungen in die Erinnerungen anderer zu verwandeln, ihr Leben auf dem Papier wie auf einer Fähre in andere Leben überzusetzen“ (*Heimsuchung*, S. 122). Für die Schriftstellerin ist es eine Leidenschaft, die Geschichte zu vermitteln, und ihre Motivation wird durch den Kuckuck symbolisiert, der mehrmals in Verbindung mit dem Tasten auf der Schreibmaschine erwähnt wird. Durch diese Verbindung, und den traditionellen Symboleffekt des Kuckucks, wird ihre Vermittlung der Geschichte als Wecker der Menschen etabliert: „Wo der neue Mensch anfangen soll, kann er nur aus dem alten wachsen. Kuckuck. Kuckuck“ (*Heimsuchung*, S. 119).

Im Fokus steht in diesem Kapitel der Schriftstellerin der Heimat-Begriff. Das Kapitel beginnt mit den Wörtern „I-c-h k-e-h-r-e h-e-i-m“. Fünfmal in diesem Kapitel werden diese Wörter wiederholt. Die Aufteilung der Wörter in Buchstaben ist natürlich ganz konkret eine Beschreibung von dem Tippen auf der Schreibmaschine, aber wird, zusammen mit der Wiederholung, auch eine Hervorhebung von den Wörtern: *Ich kehre heim*. Ihr Heimatland ist durch die Ereignisse des Krieges verfremdet und vergiftet worden, und Deutschland ist eine Antiheimat geworden. Das Wort *Heimat* hat ihren Inhalt verloren, und für die Schriftstellerin ist das Schreiben nicht nur Erzählung der Geschichte, sondern auch Therapie: „mit dieser Schreibmaschine hatte sie all die Worte getippt, die die deutschen Barbaren zurückverwandeln sollten in Menschen und die Heimat in Heimat“ (*Heimsuchung*, S. 114).

Die Schreibmaschine funktioniert als ein Heimatsymbol, das die Schriftstellerin immer mitgenommen und getragen hat, und an der sie sich in der Fremde festgehalten hat. Sie ist eine Schriftstellerin, und die Schreibmaschine symbolisiert sowohl ihre Funktion und Aktivität, als auch ihre Identität. Die geographische, ortsbestimmte Heimat, wie Haus und Grundstück, kann als ein Zufluchtsort definiert werden, in den sich der Mensch zwischen kurze Besuche in der Fremde zurückzieht, und in dem er sich sicher fühlt und seine Identität definiert. Diese Heimat gilt oft als ein Zentrum der menschlichen Existenz. Für die Schriftstellerin hat die Schreibmaschine alle Funktionen der Heimat übernommen, und wird ein Multisymbol für alles, was mit der Heimat zu tun hat. Die Schreibmaschine definiert sowohl ihre Identität als auch ihre Aktivität, und gibt ihr auch ein gewisses Sicherheitsgefühl, wenn alles andere fremd ist. Die Schreibmaschine ist ihr zu Hause:

Diese Schreibmaschine hat sie auf vielen Straßen vieler Städte in der Hand getragen, in überfüllten Zügen auf dem Schoss gehalten, an ihrem Griff sich festgehalten, wenn sie in dieser oder jene Fremde, allein auf einem Flugplatz, einem Bahnhof stehend, nicht wusste, wohin“. (*Heimsuchung*, S. 114)

Die Beschreibung der Schreibmaschine als Teil einer Wohnung bestätigt diese Heimat-Funktion: „Diese Schreibmaschine war ihre Wand, wo der Zipfel einer Decke auf einem Fußboden ihre Wohnung war“ (*Heimsuchung*, S. 114). Eine naheliegende Konklusion von dieser Gleichstellung zwischen der Schreibmaschine und der Heimat ist auch, dass für die Schriftstellerin auch die Sprache als Heimat funktioniert.

Die Schriftstellerin hat im Ural an Radiosendungen teilgenommen, und in dieser Verbindung die Tagebücher von einem deutschen Beamten gelesen, der während des Krieges in einem kleinen Städtchen als Bürgermeister funktioniert hat, wo sämtliche Juden ermordet worden waren. Sie kann einen bestimmten Satz aus seinen Tagebüchern nicht vergessen, und macht sich folgende Gedanken darüber:

... heim wolle er, nur noch heim, hatte er gerufen, wie ein Kind, das alles darum geben würde, nicht zu sehen, was er sieht, aber gerade in diesem einen kurzen Moment, in dem er gleichsam die Hände vor sein Gesicht schlug, hatte sogar dieser pflichtbewusste deutsche Beamte gewusst, dass daheim niemals mehr Bayern, niemals mehr Nordseestrand oder Berlin heißen würde, daheim hatte sich in die Zeit selbst verwandelt die hinter ihm lag, Deutschland sich auf Nimmerwiedersehen in etwas Körperloses, in den verlorenen Geist, mit dem man alle jene Schrecken weder wusste, noch sich vorstellen musste. H-e-i-m“. (*Heimsuchung*, S. 116)

Die Auflösung der Heimatvorstellung, die hier zum Ausdruck kommt, wird auch durch die Aufteilung des Wortes „H-e-i-m“ in Buchstaben illustriert. Die Schriftstellerin hat sich selbst im Exil auch mit diesen Gedanken über die Heimat beschäftigt: „Ich will heim, nur heim, das hatte sie damals selbst oft gedacht“ (*Heimsuchung*, S. 116). Die Vorstellung über die Heimat hat sich aber während des Krieges geändert: „Aber ihr, der kein Land mehr, sondern die Menschheit die Heimat sein sollte, blieb der Zweifel für immer als Heimweh“ (*Heimsuchung*, S. 116). Sie hat, wegen der Grausamkeiten des Krieges, die Zugehörigkeit der Heimat verloren, und versucht jetzt, diese Vorstellung von einer Heimat zurückzunehmen: „I-c-h k-e-h-r-e h-ei-m. Nein, sie und ihr Mann sind nicht nach Deutschland heimgekehrt, sondern sie wollten dies Land, ..., heimholen in ihren Gedanken“ (*Heimsuchung*, S. 121). Hier kommt der menschliche Bedarf an Heimat zum Ausdruck, der für die Schriftstellerin noch wichtiger geworden ist, dadurch, dass ihre Heimatvorstellung durch den Krieg zerstört worden ist:

Wollten sich aus den deutschen Trümmern endlich irgendeinen Boden unter die Füße ziehen, der nicht mehr trügerisch wäre. Alt würden zwar ihre Körper, jung aber bliebe noch für lange Zeit die Hoffnung auf Erlösung der Menschheit von Habgier und Neid. (*Heimsuchung*, S. 121)

Heimkehren ist, wegen der Ereignisse im Vaterland während ihres Exils, für die Schriftstellerin eine komplizierte Sache:

Jene aber, die vor ihrer eigenen Verwandlung ins Ungeheure aus der Heimat geflohen waren, wurden durch das, was sie von zu Hause erfuhren, nicht nur für die Jahre der Emigration, sondern, wie es ihr inzwischen scheint, auf immer ins Unbehaute gestoßen, unabhängig davon, ob sie zurückkehrten oder nicht. (*Heimsuchung*, S. 116)

Das Fremdheitsgefühl gegenüber dem eigenen Vaterland wird auch durch einen Widerwillen gegen Händedruck illustriert: „Bei ihrer Rückkehr nach Deutschland hatten sie und ihr Mann es lange nicht über sich gebracht, Menschen die sie nicht kannten, die Hand zu geben“ (*Heimsuchung*, S. 119), und: „weder sie noch ihr Mann gaben dabei der Mutter oder den Schwestern zur Begrüßung die Hand“ (*Heimsuchung*, S. 119). Ein Händedruck ist ein Symbol von Offenheit, Akzept oder Anerkennung, und dass dieser Widerwillen dagegen sogar die eigene Familie betrifft, verstärkt die Verfremdung der Heimat. Sogar ihre eigenen Möbel, die sie früher bei Verwandten verlassen haben, werden ein Symbol der Schwierigkeiten, die sie jetzt empfinden, das Bild von ihrem Heimatland in ihrem Bewusstsein neu aufzubauen: „Auch sie und ihr Mann saßen auf den Stühlen, als seien sie bei sich selbst zu Besuch. Den beiden Kommunisten fehlten die Worte, um von jenen Deutschen, mit denen sie früher einmal verwandt gewesen waren, das Eigene zurückzuverlangen“ (*Heimsuchung*, S. 119).

Die Verzweiflung der Schriftstellerin über die Heimatlosigkeit, die sie noch beim Heimkehren empfindet, wird durch eine Anekdote von möglicher Todessehnsucht dargestellt: „Der Dichter, der sie damals versteckte, hatte in einem Gedicht das Heimgehen als Übersetzen ans Ufer des Todes beschrieben“ (*Heimsuchung*, S. 118). Dieser Hinweis hat eine nahe Verbindung zur Erklärung der Gebrüder Grimm vom Himmel als Heimat, „im gegenteil zur erde, auf der er [der Mensch] als gast oder fremdling weilt“ (Heimat, 2016). Wenn die Schriftstellerin nach den Grausamkeiten des Krieges in ihr Heimatland zurückkehrt, fühlt sie sich als Fremdling in eigenem Land, und sieht vielleicht nur eine religiöse Lösung auf ihre Heimat-Sehnsucht. So interpretiert empfindet diese Frau, die sonst nicht als religiös beschrieben wird, in ihrer Traurigkeit über den Heimatverlust als einzige Möglichkeit und letzten Ausweg, eine neue Heimat im Himmel zu finden.

Das Kapitel der Schriftstellerin erhebt auch die Frage nach individueller Verantwortung des Menschen der Heimat gegenüber. Ist die früher erwähnte politische Aufgabe Heimat nur eine staatliche Verantwortung? Hat der Einzelmensch keine Pflichten der Heimat gegenüber? Kann man, wie die Schriftstellerin, einfach abhauen wenn die Heimat bedroht wird, und sich

nachher beschweren, dass die Heimat nie wieder heil wird, oder hätte man einen Unterschied machen können und sollen? In ihrer Verzweiflung über die verlorene Heimat, sucht die Schriftstellerin Antworten und Erklärungen, und es scheint als ob sie teilweise von Schuld heimgesucht wäre, und dass sie sich schäme. Erstens fühlt sie vielleicht eine Scham, als Jüdin überlebt zu haben, während Millionen von Juden gestorben sind, indem sie betont, dass sie nicht wegen ihrer jüdischen Mutter, sondern als Kommunistin emigriert war. Zweitens hebt sie hervor, dass sie vom Ural ihren Krieg geführt hat: „ihr Maschinengewehrfeuer vom Ural aus Wort für Wort auf die Heimat gerichtet“ (*Heimsuchung*, S. 116), als eine Art Rechtfertigung ihres Überlebens. Zusätzlich kommt, durch viele Wiederholungen von dem, was sie nicht geschrieben hat, deutlich zum Ausdruck, ihr schmerzhaft schlechtes Gewissen, dass sie mehr hätte machen können. Sie schreibt zum Beispiel nicht, dass sie nein sagte, nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion, eine deutsche Genossin mit Kind zu verstecken, dessen Mann schon verhaftet war (*Heimsuchung*, S. 117). Sie schreibt auch nicht, „dass sie dann doch, nachdem in der folgenden Zeit einige als Juden bekannte Genossen verschwunden waren, begann, ihre kupferroten Haare zu färben, für die sie schon in ihrer deutschen Kindheit als Jüdin gehänselt worden war“ (*Heimsuchung*, S. 118), oder „dass sie und ihr Mann von ihren sowjetischen Genossen aufgefordert wurden, einen Zug nach Nowosibirsk zu besteigen. Dass sie sich versteckten, statt den Zug zu besteigen“ (*Heimsuchung*, S. 118), und sie schreibt nicht, dass sie wegen der sowjetischen Zensur, die Episode mit den Juden, ohne zu widersprechen, gestrichen hat (*Heimsuchung*, S. 117). Die Scham dem gegenüber, was sie nicht gemacht hat, repräsentiert für die Schriftstellerin Schmerz: „Mit den Buchstaben hat sie manche an die Oberfläche geholt, was ihr bewahrenswert schien, anderes in die Versunkenheit zurückgestoßen, was wehtat“ (*Heimsuchung*, 122). Das Ungeschriebene ist ein Ausdruck ihrer unausgesprochenen Auseinandersetzung mit dem Gefühl, dass sie selber einen Teil der Schuld für die Zerstörung der Heimat, und so auch einen Teil der Verantwortung für den Verlust der Heimatvorstellung, tragen muss.

Mit dieser zerstörten Heimatvorstellung versucht sich die Schriftstellerin, unter dem totalitären Regime der DDR, eine neue Heimat zu bauen. Was bedeutet eigentlich Heimat für einen Menschen, der sich der totalen Kontrolle des Staats unterwerfen muss? Natürlich ist die Heimat dann noch dort wo man geboren ist, die Sprache gelernt hat und als Kind herumgelaufen und groß geworden ist. Die Heimat als privater Zufluchtsort existiert aber nicht mehr, und das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, das die Heimat repräsentiert, ist nicht mehr garantiert. Die Heimat in der DDR ist eine vom Staat kontrollierte Heimat, in der

sich der Mensch nicht mehr sicher fühlen kann. Die Redefreiheit existiert nicht mehr und Dissidenten werden gnadenlos verfolgt. Reisefreiheit gibt es nur innerhalb des eigenen Heimatlands, das als kontrollierter Käfig funktioniert. Das Haus des Architekten und das Badehaus ist jetzt ein „Volkseigentum“ (*Heimsuchung*, S. 112), das die Schriftstellerin die letzten zwanzig Jahre gepachtet hat, und sie verhält sich in diesen Sachen zu den Behörden, erst mit Wut, und dann mit Erschöpfung: „Sie fragt sich, was es ist, was sich da breitmacht, was es ist, das einen Gemeindebeamten dazu ermächtigt, ihr von höheren Stellen zu sprechen“ (*Heimsuchung*, S. 112). In dieser kritischen Perspektive bekommt ihr sozialistischer Gruß in der Korrespondenz mit den Behörden einen ironischen Klang, und illustriert den Mangel an Freiheit, dem die DDR-Bürger in ihrem Heimatland unterworfen waren. In einer Art Pars-pro-toto-Effekt wird ihre Beschreibung von dem jungen Arzt aus dem Regierungskrankenhaus in Berlin repräsentativ für ihre Auffassung von den Behörden der DDR. Der Sarkasmus, mit dem er beschrieben wird, verstärkt die Beschreibung von Kameraderie in den höheren Stellen gegen die Untertänigkeit der normalen Bürger. „Die unsichtbare Armee“ wird eine Metapher für das System, gegen das die DDR-Bürger kämpfen müssen:

Dieser junge Arzt, der, als sie nach Jahren der Flucht nach Deutschland zurückkam, noch nicht einmal auf der Welt war, inzwischen zwar als Leibarzt dieses oder jenes hohen Beamten, wagte es wirklich, gegen sie die unsichtbare Armee antreten zu lassen, deren Generäle sie während der Emigration noch auf den Armen geschaukelt hat. (*Heimsuchung*, S. 114)

Der Berliner Arzt hat den Obstgarten und das Bienenhaus zur Pacht erhalten. Er hat sofort die Obstbäume fällen lassen und das Bienenhaus abgerissen. Dann hat er ein großes Wohnhaus aufgeführt, „das er sogar, wie es hieß, käuflich hätte erwerben dürfen, ganz gegen alles, was sonst galt ... hieß es, von höherer Stelle sei dies so entschieden worden“ (*Heimsuchung*, S. 113). Der Berliner Arzt ist einer, „der sich des Staates bedient, um die Gründer des Staats zu beerben. Wieder einmal ist es so weit, dass die unsichtbare Armee, mit sich selbst entzweit, lautlos ihre unsichtbaren Lanzen und Schilde gegeneinander schlägt,“ (*Heimsuchung*, S. 121). Jenny Erpenbeck beschreibt die Bienen als ein Symbol einer idealen Gesellschaft, die vom Aussterben bedroht ist (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016), was als eine Parallele zu dem kommunistischen Ideal des friedlichen, harmonischen Zusammenleben der Menschen in einer Gesellschaft, in der alle gegen ein gemeinsames Ziel fleißig arbeiten, gedeutet werden kann. Der Symboleffekt der Bienen unterstützt die Kritik gegen die Behörden der DDR.

Genau wie die Gesellschaft der Bienen, wird auch die DDR *vom Aussterben bedroht*. Dass gerade der Berliner Arzt, der als Repräsentant der Behörden der DDR funktioniert, das Bienenhaus abgerissen hat, ist, meines Erachtens, ein Symbol dafür, dass die Verantwortung für den Fall der DDR, bei der fehlgeschlagenen Machtausübung der Behörden liegt.

Trotz Diktatur und Totalitarismus ist die DDR für viele Menschen die Heimat gewesen, und nach Glasnost, Perestroika und Mauerfall, hat dieses Heimatland aufgehört zu existieren. Nach der Wende ist zwar die Freiheit des Einzelmenschen in die privaten Heimaten in dieser Region zurückgewandt, und Außenseiter haben sich gewundert, dass nicht nur Jubel und Glück, sondern auch Nostalgie und Verlustgefühl sich in Verbindung mit den großen Änderungen des Bekannten unter den früheren DDR-Bürgern verbreitet haben. Wenn das Heimatland plötzlich nicht mehr existiert, und die Diktatur nicht mehr Begrenzungen ausübt, erinnert und vermisst man die guten Seiten, und die Nostalgie, die dann entsteht, kann als eine Art Heimweh oder Heimatlosigkeit verstanden werden. Dieses Phänomen ist von westlicher Sicht, mit negativen Konnotationen, als Ostalgie bezeichnet worden. Einige von den Beiträgen zu Erpenbecks Werken ziehen die rasche und, meines Erachtens, wenig wohlbedachte Konklusion, dass es sich bei Jenny Erpenbeck um Ostalgie handelt, wenn sie über Verlust von der Heimat in der DDR schreibt (Cosgrove, 2012, S. 77; Fuchs, 2012, S. 128). Im Interview mit Adelbert Reif sagt Jenny Erpenbeck folgendes dazu: „Und ich glaube, dass in dem Moment, da alles auf einmal im Umbruch ist und alles, was man gelernt hat, zu nichts führt, weil es nicht mehr anwendbar ist, ein Vermissen eintritt“ (2009, S. 941). In diesem Interview hat sie auch über Änderungen gesprochen, von denen eine zukünftige Existenz der DDR abhängig gewesen wäre: „Wir dachten immer, die Alten würden abtreten, und dann kämen endlich die an die Macht, die klug und vernünftig sind und machten mit Leuten, die kommen und gehen dürften, wie sie wollten, ein besseres System“ (Reif, 2009, S. 940). In dieser Aussage liegt ein Glaube an den Kommunismus als ein idealistisches System und ideales Prinzip menschlicher Koexistenz, in dem demokratische Verteilung das Ideal ist. Eine Verwirklichung, von dem was in diesem Interview die „Idee einer humanen sozialistischen Gesellschaft“ genannt wird (Reif, 2009, S. 939), ist auch nicht in der DDR gelungen, und Jenny Erpenbeck charakterisiert das politische System der DDR, als ein Versuch, der nicht geklappt hat (Reif, 2009, S. 939). Es ist für die Menschen, die in der DDR ihre Heimat hatten, aber nichts anders als für Menschen überall in der Welt: Egal wo man seine Heimat hat und von welchen Verhältnissen die Heimat geprägt ist, ist sie immer die Heimat. Die Anknüpfung an der eigenen Heimat hat für viele DDR-Bürger die Hoffnung am

Leben gehalten, dass sich diese Heimat auch in einem demokratischen Prozess ändern würde. In diesem Kapitel der Schriftstellerin kommen ähnliche Gedanken zum Ausdruck:

Vielleicht werden die Jungen, die den Feind nur noch aus den Berichten des Alten kennen und nicht mehr von Angesicht zu Angesicht, tatsächlich bald zu ihm überlaufen, und sei es auch nur, um nach so langem Belagerungszustand endlich einmal wieder handgreiflich zu werden. (*Heimsuchung*, S. 121)

Erpenbeck behandelt Heimat als einen Begriff mit individuellen, lieber als nationalen, Unterschieden, und problematisiert nicht den Heimatbegriff in Bezug auf Unterschiede zwischen der BRD und der DDR. „Als Kind liebt man, was man kennt“ ist Carsten Gansels Haupttitel für seinen Beitrag zu der Dichtung Jenny Erpenbecks. Das, was man als Kind kennt, das ist die Heimat, und Jenny Erpenbeck liebte ihre Heimat, nicht weil sie in der DDR lag, sondern weil sie ihre Heimat war (2014, S. 79). Die Bedeutung der Heimat und des Heimatverlusts bei Erpenbeck ist kein ostdeutsches, sondern ein menschliches Gefühl. Man kann bei Erpenbeck nicht über Ostalgie sprechen, weil es sich nicht um eine Verherrlichung oder Idealisierung der DDR handelt, sondern um den Verlust von etwas, was in jedem Menschenleben sehr zentral ist.

Die Besucherin

Die Besucherin ist eine alte Frau, die im Haus der Schwiegermutter ihrer jüngsten Enkeltochter „für den Rest ihres Lebens zu Besuch ist“ (*Heimsuchung*, S. 133). Ihre Enkeltochter ist mit dem Sohn der Schriftstellerin verheiratet, und so ist die Funktion der Schriftstellerin in diesem Kapitel in die Funktion einer Gastgeberin/Hausherrin geändert, und die Besucherin ist folglich bei der Schriftstellerin zu Besuch. Sie ist hier also nicht zu Hause, sondern hier bei dem See die letzten fünf Sommer zu Besuch gewesen, und durch ihre Erinnerungen wird die Geschichte ihres Lebens dargestellt. Sie hat, gegen den Willen ihrer Mutter, einen Musiker aus der Ukraine geheiratet. Sie hat auf einem Bauernhof gelebt, und ihr Mann hat die Geräte und Maschinen der Bauern gewartet, um die Familie zu versorgen. In einem Unfall mit einem Kleereiber hat er sich vier Finger an der linken Hand abgeschnitten. Durch diesen Unfall hat er nicht nur vier Finger verloren, sondern auch seine Musik, weil er dann weder Geige noch Akkordeon mehr spielen konnte. Ihr Mann ist mit vierzig gestorben, und als ihre Tochter von ihrem Arbeitseinsatz nicht zurückkehrte, hat die Besucherin während des polnisch-ukrainischen Kriegs mit ihren drei Enkelkindern geflüchtet.

In der erzählten Zeit ist sie, eine ehemalige Bäuerin, bei Menschen aus der höheren Gesellschaft zu Besuch, und die Klassenunterschiede sind merkbar: „Auch, wenn sie beim ersten Besuch nicht weiß, dass die Porzellanstücke auf dem Tisch zum Ablegen des Bestecks zwischen den Gängen bestimmt sind“ (*Heimsuchung*, S. 127). Der Klassenunterschied sehen wir hier auch im Verhältnis zu der Natur: „Hier in diesem Garten, gibt es, anders als in dem Garten, der ihr gehört hat, nichts zu sähen und nichts zu ernten“ (*Heimsuchung*, S. 127). Für die Bäuerin heißt der Garten/die Natur lebensnotwendige Arbeit, für die Oberklasse ist aber die kultivierte Natur, der Garten, nur als Erholung da: „Hier in diesem Garten halten sie sich alle nur zu dem Zweck auf, in einem Garten zu sein“ (*Heimsuchung*, S. 128). Hier ist nicht die Rede von Hochmut von der Schriftstellerin aus, sondern von Betrachtungen der Besucherin, wenn sie die eigene Heimat und ihren eigenen Hintergrund mit der Heimat einer anderen Frau vergleicht. Einen ähnlichen Hochmut wie im Kapitel vom Großbauer sehen wir hier aber in Verbindung mit der Mutter der Besucherin, die sie bei der Wahl von Lebensgefährten zu beeinflussen versucht: „So einen heiratest du nicht ... Den Postboten, den Förster, den Oberfischmeister hättest du kriegen können“ (*Heimsuchung*, S. 132). Dass diese Berufstätigkeiten keinen Hochstatus repräsentieren, schafft eine Ironie, die den Hochmut ziemlich lächerlich darstellt. Weder der Großbauer noch die Mutter der Besucherin hat es geschafft, die Heimat durch Hochmut zu bewahren.

Die Besucherin repräsentiert eine Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff und der starken Anknüpfung an *zu Hause*, die schon mit dem ersten Satz des Kapitels introduziert wird: „Die Hauptsache ist, dass sie hier wieder schwimmen kann“ (*Heimsuchung*, S. 127). Die Bedeutung von diesem Satz wird durch die vielen Wiederholungen betont, und ein Schlüsselwort hier ist das Wort *wieder*. Dieses *wieder* wird später in einer erwiderten Wiederholung erklärt: „fast so wie zu Hause“ (*Heimsuchung*, S. 128). Die Hauptsache ist also nicht, dass man an einem geographisch bestimmten Ort, in der gewohnten Heimat, *zu Hause* ist, sondern dass man das machen kann, was man gern macht. In der Heimatvorstellung der Besucherin gibt es keine bestimmten Sachen oder Aktivitäten, die eine starke Anknüpfung an einem Ort erklären kann, weil es überall die gleichen Sachen gibt, und es kommt nur darauf an, was man macht:

Der Löwenzahn ist der gleiche wie zu Hause, und auch die Lerchen. Jetzt, als alte Frau, ist sie in den Satz hineingewachsen, den ihr Mann vierzig Jahre zuvor immer gesagt hat. Der

Löwenzahn in ihrem Dorf sei der gleiche wie der Löwenzahn bei ihm zu Hause, in der Ukraine, von wo er dahergelaufen gekommen war, und auch die Lerchen, hatte er immer gesagt. Und in Bayern, von wo seine Urgroßeltern nach Russland eingewandert waren, und wohin er ursprünglich hatte zurückwandern wollen, ohne von dieser Heimat mehr als den Namen zu kennen, gab es sicher auch solchen Löwenzahn, solche Lerchen. (*Heimsuchung*, S. 129)

Der Heimatbegriff im Bewusstsein der Besucherin bildet einen Kontrast zu dem Heimatbegriff im Leben des alten Tuchfabrikanten und seiner Frau. Während sie, wegen der Anknüpfung an die Heimat, die Freiheit in Südafrika verlassen, und so in den sicheren Tod gehen, hat sich die Besucherin von dieser Bande der Heimat freigemacht: „Als ihre Enkelin sie einmal fragte, ob es ihr leid tue – um das Haus, die Kühe, den ganzen Besitz, verstand sie die Frage nicht mehr. Sie hat die Kinder gerettet, mehr gab es darauf nicht zu sagen“ (*Heimsuchung*, S. 136). Variationen von Sesshaftigkeit, oder menschlicher Anknüpfung an die Heimat, bedeuten in diesen zwei Geschichten den Unterschied zwischen Tod und Leben. Die Sesshaftigkeit oder Heimatbindung des alten Tuchfabrikanten und seiner Frau zieht sie zurück in die Heimat und führt sie in den Tod, während die Rettung der Besucherin und ihrer Enkelkinder durch die Freimachung der Heimatbindung ermöglicht wird.

Die Dichotomie von *zu Hause* und *die Fremde* wird in diesem Kapitel sehr zentral, wenn die Besucherin sich darüber Gedanken macht, was es heißt, *fremd zu sein*. Sie fühlt sich hier als Besucherin ein bisschen fremd, aber hat es auch erlebt, sich in der eigenen Heimat fremd zu fühlen, als sie bei den Polen im eigenen Haus als Magd gearbeitet hat, und sie zieht folgende Konklusion: „Besser war es allemal, fremd zu sein in der Fremde, und nicht im eigenen Haus“ (*Heimsuchung*, S. 129). Zu Hause oder in der eigenen Heimat zu sein ist also keine Garantie, dass man sich zu Hause fühlt. Man muss die äußeren Rahmen um die Heimat immer in Betracht nehmen, wie zum Beispiel politische Verhältnisse und Änderungen. Die Geschichte der Besucherin ist ein Beispiel dafür, dass man, wenn die Umstände es gebieten, bereit sein muss, die Heimat zu verlassen. Diese Geschichte ist auch ein Beispiel dafür, dass der Heimatverlust nicht notwendigerweise sehr problematisch sein muss, weil man das, was man mit der Heimat verbindet, überall findet. Im Fall der Besucherin ist die Heimat, so wie sie sie gekannt hat, fremd geworden, und hat nicht mehr die Geborgenheit der Familie geleistet. Das heißt, dass sie ihre Vorstellung von Heimat an diesem bestimmten Ort nicht mehr realisieren konnte. Sie hat sich dann losgerissen, und in diesem Prozess erfahren, dass

für sie Heimat eigentlich eine Vorstellung ist, die man in sich trägt. Diese Vorstellung besteht davon, für sich und seine Familie Sicherheit zu empfinden, und dass man alles das machen kann, was die eigene Identität ausmacht. Das Kapitel ist auch ein Kommentar zu Eigentum und Besitz, und für die Besucherin ist Eigentum unwichtig, und Heimat nicht für Geld zu haben. Sie bereut also nicht, dass sie alles bei der Flucht hinterlassen hat, und dass sie sich nur „mit den drei Enkeln, einem Federbett und einem blaugesprenkelten Kochtopf auf den Weg machte“ (*Heimsuchung*, S. 130). Das Besitzen wird etwas Vorübergehendes, und das zu verlieren, was man hat, wird unvermeidbar: „Sie hat das verlieren gelernt, Kapitel eins: das Haben, und Kapitel zwei: das Verlieren“ (*Heimsuchung*, S. 136). Das kann sowohl als bitteres Lehrgeld interpretiert werden, im Namen einer alten Frau, die sowohl Krieg als die DDR-Regime miterlebt hat, als auch eine generelle Lebensweisheit.

Dass die Menschen kommen und gehen, ist ein roter Faden im Roman, und man kann schließlich nichts mitnehmen, wenn man stirbt. Ganz konkret hat die Besucherin erlebt, dass man bei einer Flucht nicht alles tragen kann: „Und das heißt doch, dass man bei einer Flucht einiges mitnehmen kann, was kein Gewicht hat, zum Beispiel die Musik“ (*Heimsuchung*, S. 138). Die Musik funktioniert hier als eine Metapher für die Heimatvorstellung der Besucherin, die nicht unbedingt eine äußere, geographische oder materielle Anknüpfung hat, sondern mehr als eine innere Heimat aufgefasst werden muss. Ihre Heimat ist die eigene Identität, die sie immer mit sich trägt, und die in Erfahrungen und Erinnerungen, Vorstellungen, Gefühlen und Identität gewährenden Aktivitäten verankert ist. Deswegen findet sie auch als Besucherin im Haus der Schriftstellerin ihre Ruhe, und wie sie sagt: „Die Hauptsache ist, dass sie hier wieder schwimmen kann“ (*Heimsuchung*, S. 127).

Die Unterpächter

Ein ähnliches Verhältnis zum Phänomen Heimat wie das der Besucherin, haben die Unterpächter, indem sie mehr Wert auf Freiheit und Bewegung legen, als auf Zugehörigkeit und Eigentum. Der Unterpächter hat zu DDR-Zeiten versucht, zusammen mit einem Freund über die Elbe zu schwimmen um in den Westen zu flüchten. Er ist gefangen worden, und kurz nach seiner Entlassung vom Gefängnis, hat er seine damalige Verlobte geheiratet. Er und seine Frau haben jetzt die Werkstatt unten am Wasser als Unterpächter zur Wochenendwohnung umgebaut. Dieses Pachtverhältnis wird als eine kurzweilige Zwischenlösung benannt, mit der die beiden sehr zufrieden sind, weil sie keine starke

Anknüpfung an Haus und Grundstück haben, sondern ihre Identität in der Aktivität und Bewegung auf dem Wasser verankert haben.

Einerseits ist die jetzt sechzigjährige Unterpächterin in ihrer Heimatvorstellung sehr frei und unabhängig. Andererseits hat sie eine starke Bindung an der Heimatvorstellung ihrer Kindheit. Sie hat immer von einer Märchen-ähnlichen Kindheit mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter gesprochen, und hat jetzt, „mit einem Leben Verspätung“ (*Heimsuchung*, S. 148), von einer Schulfreundin am Telefon erfahren, dass ihr Vater nicht ihr echter Vater war, und dass sie eine Schwester hat. Sie und ihre Schwester waren „Kinder von Kriegsflüchtlingen aus dem Riesengebirge“ (*Heimsuchung*, S. 148), und sind in verschiedenen Dörfern zu verschiedenen Eltern gegeben worden. Diese neue Erfahrung über ihr Leben und ihre Herkunft hat sie sehr hart getroffen. Was nun? Soll sie diese Schwester suchen? „oder lieber alles so lassen, wie es war, auch wenn von jetzt an alles anders sein wird, als es war?“ (*Heimsuchung*, 149). Was sie in diesem Zusammenhang so total bestürzt, ist nicht nur die Kenntnis, dass ihre glückliche Kindheit auf eine Lüge gebaut war, sondern die Gewissheit, dass sie ganz allein ist. „Das musst du allein entscheiden“ (*Heimsuchung*, S. 142, 144, 149), sagt ihr Mann, und diese Wörter bringt sie zum Weinen. Die Bestürzung der Frau wird dadurch verstärkt, dass sie nicht sehr leicht weint: „Seine Frau, die nicht einmal damals geweint hatte, als sie ihm im Besuchsraum des Gefängnisses zum ersten Mal wieder gegenüber saß“ (*Heimsuchung*, S. 142). Die zentrale Bedeutung der Wörter, *Das musst du allein entscheiden*, wird durch mehrere Wiederholungen durch das Kapitel betont, und die Haltung des Mannes durch das Ganze illustriert seine Aussage. Er versucht nicht zu trösten, oder mit ihr zu reden, obwohl er hört, dass sie weint, weil er nicht helfen kann. Der Mensch kann sich auf andere nicht verlassen, weil Menschen immer kommen und gehen, und Zufall und Relativität das Dasein prägen und formen: „Aber wenn ihr Vater gar nicht ihr Vater war, wer sollte ihr raten?“ (*Heimsuchung*, S. 149). Diese Relativität, die die menschliche Auffassung des Daseins prägt, sehen wir auch, wenn die Frau sich Gedanken über ihre Familie in der neugewonnenen Perspektive macht: „Ist jetzt die ganze Welt mit ihr nah verwandt, oder umgekehrt alles, was nah war, plötzlich fremd oder tot?“ (*Heimsuchung*, S. 149). Die mehrmals wiederholte rhetorische Frage des Unterpächters fasst den Relativitätsgedanken sehr direkt zusammen: „Was weiß man“ (*Heimsuchung*, S. 143, 144, 147, 154). Das fehlende Fragezeichen verstärkt hier die Rhetorik der Aussage, und schlägt fest: Man kann nichts wissen. Es wird der Frau langsam klar, dass sie alles allein entscheiden muss: „Jetzt, mit einem Leben Verspätung, ist sie allein“ (*Heimsuchung*, S. 149). Dass diese

neue Erkenntnis über ihren Herkunft und die Einsicht, die Verantwortung für ihr Leben allein zu tragen, der Unterpächterin so hart trifft, hat damit zu tun, dass diese Kenntnis ihre Heimatvorstellung momentan zersplittert. Die Heimatvorstellung der Frau ist mit ihrer Kinderheimat eng verbunden, und sie hat gemeint, dass sie ihre Herkunft und ihre Familie kennt, und dass sie sich auf ihren Vater in schwierigen Situationen verlassen kann. Die Heimat ihrer Kindheit, so wie die Unterpächterin sie kennt, ist ihr fester Haltepunkt im Leben gewesen, an den sie immer geglaubt hat, sich stützen zu können, und wenn ihre Kindheit jetzt als eine große Lüge aufgedeckt wird, fällt ihre Welt zusammen. Wenn sie jetzt nicht mehr weiß, wo sie hingehört, fühlt sie, dass die totale Grundlage ihrer Identität verschwindet: „Wohin soll sie gehen, um den Ort wiederzufinden, an dem sie in Wahrheit geboren wurde?“ (*Heimsuchung*, S. 149). Diese Frage kann in Verbindung mit der ambivalenten Heimatvorstellung der Frau gesehen werden. Auf der einen Seite kann man die Frage als einen Ausdruck ihres echten Wunsch interpretieren, den Kontakt mit ihrer Herkunft der Kinderheimat zu bewahren. Auf der anderen Seite kann diese Frage als eine rhetorische aufgefasst werden, die als Kontrast die Wasser-, Schwimmen- und Segeln-Metaphern des Rests des Kapitels hervorhebt. So interpretiert wird Geburtsort und Herkunft unwichtig. Der Mensch muss sich losreißen können, sich von der Sesshaftigkeit freimachen, und sich mit dem Wind des Lebens treiben lassen: „Aber sie kannten nichts Schöneres, als sich vom Wind treiben zu lassen. Das Segeln ist eine schöne Sache“ (*Heimsuchung*, S. 144). Warum ist das Segeln so eine schöne Sache? *Sich vom Wind treiben zu lassen* wird hier ein ideales Bild des Menschenlebens, als Gegensatz zu Grundstück besitzen, Heimat suchen und Haus bauen. Ein Mensch kann nur in einer begrenzten Zeit ein Grundstück und ein Haus besitzen, egal ob menschliche oder politische Begrenzung zum Ende führen. Hier funktionieren das Segeln und die Bewegung auf dem Wasser als ein Bild der Unendlichkeit, und als Kontrast zu der beschränkten menschlichen Anknüpfung an Ort und Grundstück:

Wenn er segelt, kommt ihm das Wasser unendlich vor. Selbst wenn das Ufer immer zu sehen ist. Selbst, wenn sie im Kreis segeln oder von einem Ende des Sees zum andern, und wieder zurück, und wieder und wieder. Wahrscheinlich kommt die Unendlichkeit durch die Bewegung, denkt er,... (*Heimsuchung*, S. 144)

Dass der Wind, von dem man sich treiben lassen soll, auch politisch motiviert sein kann, wird durch folgende Vergleiche klar gemacht: „Auf diesem Fluss, auf dem das Schwimmen verboten war, war das Wasser dahingeflossen wie auf anderen Flüssen“ (*Heimsuchung*, S.

145), und „Schwimmend noch hatte er sich in dieser Nacht darüber gewundert, dass, was hier so streng verboten war, dennoch so sehr all dem anderen Schwimmen glich“ (*Heimsuchung*, S. 145). Die fehlende Logik dieser Verbote enthält eine Kritik gegen die politische Lage der DDR und verstärkt die Aufforderung nach menschlicher Bewegung. Das Schwimmen kann hier auch als ein Symbol menschlicher Aktivität interpretiert werden, die unter wechselnden Regimen immer gleich ist: „Ob einer geradeaus schwimmt oder umdreht, das Schwimmen ist immer das gleiche“ (*Heimsuchung*, S. 147).

Das Unterpachtverhältnis wird als eine Zwischenlösung und ein provisorisches Abkommen bezeichnet (*Heimsuchung*, S. 153), weil die Erben des ehemaligen Besitzers einen Anspruch auf das Grundstück gemacht haben. *Unterpächter* stehen im natürlichen Kontrast zu *Besitzern* und das Verhältnis, das sie zu diesem Ort haben, wird als *Glück* beschrieben:

Das Glück wächst aus der Unordnung heraus, so wie die Unendlichkeit aus dem endlichen See herauswächst, dem er jetzt den Rücken kehrt. Er und seine Frau verbringen ihre Wochenenden in einem Werkzeugschuppen, binden ihr Segelboot an einen Steg, der ihnen nicht gehört, und sind dennoch, würde er sagen, ganz und gar glücklich auf dieser unter Vorbehalt geborgten Parzelle. (*Heimsuchung*, S. 153)

Dies lässt sich als ein Bild des menschlichen Daseins interpretieren: Menschen sind Unterpächter in der Natur, sie können die Natur nicht besitzen, nur für eine gewisse Zeit pachten, wie bei den Gebrüder Grimm der Mensch als Gast oder Fremdling auf der Erde beschrieben wird. In diesem Sinne bildet das Verhältnis der Unterpächter zu diesem Grundstück einen Kontrast zu dem Verhältnis des Architekten zu seinem Grundstück. Während er seinen Garten kultiviert und Rosenbeete anlegt, identifizieren sich die Unterpächter mit Unkraut: „Unterpächter, das hört sich ein bisschen an wie Unkraut“ (*Heimsuchung*, S. 153), und es gefällt ihnen in der Unordnung, während der Architekt die Wildnis bändigen will (*Heimsuchung*, S. 31).

Der Kinderfreund

„Für jeden ist Heimat etwas Anderes“ sagt Jenny Erpenbeck, und erklärt, dass Heimat für sie mit der Kindheit und den ersten fünfzehn Jahren ihres Lebens verbunden ist (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). Der Kinderfreund repräsentiert eine ähnliche Heimatvorstellung, in der die Kindheit eine sehr große Rolle spielt. Als Erwachsener ist er

noch in der Heimatvorstellung seiner Kindheit gefangen. Er kann die Änderungen seiner Kinderheimat schlecht verdauen, und ihm ist die Heimat zur Falle geworden. Der amerikanische Journalist und Verfasser, William Hodding Carter Jr. sagt, dass man seinen Kindern zwei Geschenke von bleibendem Wert geben kann; Wurzeln und Flügel (1953, S. 337). Die Wurzeln der Heimat gibt einem Menschen eine Zugehörigkeit in einer sicheren Umgebung, wo er seine Identität als Mensch formt und sich als selbständiger Mensch entwickeln kann, damit er als Erwachsener mit seinen Flügeln in die Welt hinausfliegen kann, und mit den Kenntnissen, die er aus der Heimat mitbekommen hat, sein eigenes Leben verkraftet. Die Flügel sind eine Metapher für die Fähigkeit, sich aus der Elternheimat losreißen zu können, um auf eigenen Beinen zu stehen. Ungewiss aus welchem Grund, besitzt der Kinderfreund diese Fähigkeit nicht, und er bleibt deswegen in der Heimatvorstellung seiner Kinderheimat sein Leben lang stecken. In seinem Fall sind die Wurzeln der Heimat zu stark, und werden eine zerstörende Kraft in seinem Leben. Weil ihm die erwähnten Flügel fehlen, sind die Wurzeln der Heimat zum Unkraut geworden, und die Heimatbindung wird in seinem Leben destruktiv. Die ideale Heimatvorstellung seiner Vergangenheit macht es ihm unmöglich eine funktionale Heimatvorstellung der Gegenwart und der Zukunft zu entwickeln. Jenny Erpenbeck beschreibt dieses Phänomen als eine Rückwärtsbewegung:

Natürlich ist eine schöne Kindheit ein Geschenk des Himmels, und man kann froh sein, wenn man sie hatte. Trotzdem ist man durch das Zurückwollen in das was hinter einem liegt, auch gefangen. Man hat dann für immer ein Ideal im Kopf, das unwiederbringlich hinter einem liegt und muss dann versuchen, dieses Rückwärts in ein Vorwärts zu verwandeln. (Schuster & Paul, 2008, Abs. 11)

In der erzählten Zeit ist der Kinderfreund Mitte fünfzig, und er blickt auf seine Kindheit zurück. Das Zentrum seiner Erinnerungen aus der Kindheit ist seine Freundin, die auch seine große Liebe ist. Während er sie heiraten wollte, hat sie ihn nur als einen Kinderfreund gesehen, und hat ihn, mit der größten Selbstverständlichkeit, ihrem Freund vorgestellt. Er hat sich noch nicht richtig von dieser schmerzhaften Erinnerung erholt: „wenn sie, wie damals ausgemacht war, im Bett neben ihm liegen würde als seine Frau“ (*Heimsuchung*, S. 157). Er lebt physisch noch in der Gegend, und seelisch noch in der Heimatvorstellung seiner Kindheit. Er hat sich damals vorgestellt, dass das Leben nur so weiterlaufen würde, wie er es damals gekannt hat, und kann sich heute auch nicht richtig von dieser Heimat seiner Vorstellungen frei machen.

Der Kern dieses Kapitels ist seine Auseinandersetzung mit diesen Vorstellungen aus der Welt seines Ursprungs, mit dem Leben seiner Kindheit, und Gedanken über die Existenz überhaupt. Mitte fünfzig macht er sich jetzt Gedanken darüber, warum sein Leben nicht so geworden ist, wie er es sich in seiner Kindheit vorgestellt hatte:

Damals, als er fünf Jahre alt war, und sie gerade vier, ist von den Vätern oder von wer weiß wem ein für allemal über die Handgriffe entschieden worden, mit denen er, inzwischen Mitte fünfzig, stehend auf einer Leiter, eine vom Wind zersauste Folie wieder geradezieht“.

(*Heimsuchung*, S. 158)

Der Ausdruck „oder von wer weiß wem“ zeigt, dass er eine Gotteskraft auch nicht ablehnt. Gleichzeitig spricht er mit der größten Selbstverständlichkeit von der Evolution, und macht sich Gedanken über Zufall und Relativität im Leben: „Hätte sein Vater ihn damals nicht von der Baustelle schnell nach Hause geschickt“ (*Heimsuchung*, S. 157) und „ob sein Leben auch dann sein Leben geworden wäre. Aber mit irgendeinem Hätte und Wäre hätte das Leben sich wahrscheinlich auch dann gefüllt und wäre dann wahrscheinlich genauso sein Leben gewesen“ (*Heimsuchung*, S. 158). Die Konjunktive werden hier ein Symbol für die Zufälle und Nuancen, die die Richtung eines Menschenlebens beeinflussen können. Die Geschichte vom kleinen Daniel wird auch ein Beispiel für diese zufälligen Umstände, die das Leben formen, und hier wird es auch wieder betont, dass die politischen Verhältnisse ausschlaggebend sein können: „Kurz nach der Grenzeröffnung ist er in der Karibik getaucht und dabei ertrunken. Ja. Als wären für ihn durch die Grenzeröffnung nur die Möglichkeiten zu sterben grösser geworden. Die Reise war sein Wäre und Hätte“ (*Heimsuchung*, S. 159). Die Vergewaltigung von der zwölfjährigen Nicole, die René mit dem Kinderfreund und seiner Freundin als geheimes Publikum inszeniert, wäre auch mit ein paar Konjunktiven des Lebens vermieden:

Natürlich hätten sie den Holzscheiten, die sie vom Schlafzimmer ihres Versteckes abgrenzten, einen Stoß geben können, Natürlich hätten sie auch etwas später, als René seiner Cousine Nicole das, was diese noch nicht wusste, erklärte, plötzlich hervorbrechen und alles als einen Scherz hinstellen können. (*Heimsuchung*, S.164)

Wenn sie etwas gemacht oder gesagt hätten, wäre wahrscheinlich diese Vergewaltigung nicht durchgeführt, sondern verhindert worden, und wahrscheinlich wäre dadurch das Leben von allen Betroffenen beeinflusst. Dass diese Erfahrung auf der eine oder andere Weise wichtig ist, wird durch den vielen Wiederholungen von folgender Beschreibung hervorgehoben: „was sie besser nicht gesehen hätten“ (*Heimsuchung*, S. 165).

Der Kinderfreund ist auch der Meinung, dass er und seine Freundin durch diese gemeinsame Observation enger zusammengebunden werden:

Vielleicht, so sieht er es aus heutiger Sicht, ist eine solche Urzeit, die man gemeinsam verbracht hat, eine unauflösbarere Verbindung als ein Versprechen. Die Augen, mit denen er und sie damals im Holzschuppen etwas gesehen haben, was sie besser nicht hätten sehen sollen, stecken ja immer in ihren Köpfen, mögen die Köpfe inzwischen auch rein räumlich weit voneinander entfernt sein. Das Sehen von damals dauert ja immer noch an.
(*Heimsuchung*, S. 162)

Er meint, dass man „durch gemeinsame Gier und Scham gründlicher festgeknüpft wird als durch gemeinsames Glück“ (*Heimsuchung*, S. 165). Weil Menschen sehr verschieden sind, und die Wahrheit des Einen nicht notwendigerweise die Wahrheit des Anderen ist, kann es aber nicht ausgeschlossen werden, dass seine Freundin das ganz anders sieht, und dass vielleicht gerade dieses gemeinsame Erlebnis sie von ihm weggetrieben hat. Er macht sich auch Gedanken darüber, wie sich die Menschen in verschiedenen Richtungen entwickeln, und wir sehen hier auch im Namen des Kinderfreundes einen interessanten Vergleich zwischen den Stufen der Entwicklung vom Embryo im Mutterleib und den Stufen der Evolution, beide eine Art „Urzeit“ genannt (*Heimsuchung*, S. 162). Weiter bezeichnet er dann die Kindheit als eine zweite *Urzeit*, aus der „sich dann die verschiedenen Arten von Erwachsenen entwickeln“ (*Heimsuchung*, S. 162). Er stellt sich vor, dass er und seine Freundin in der Kindheit am See ihre Entwicklung als zwei gleiche *Fische* oder *Lurche* angefangen haben, bis sie sich in zwei verschiedene Richtungen entwickelt haben: „Von da an hatte der Lurch, der er bisher war, sich für das Landleben entschieden und der Lurch, der sie war, für ein Leben im Wasser, oder umgekehrt“ (*Heimsuchung*, S. 166). Zusammen mit der Geschichte von dem Vergewaltigungsakt funktioniert diese Parallele als ein Symbol dafür, dass Menschen, mit ziemlich ähnlichem Ausgangspunkt, sich wegen verschiedener Episoden und Zufälle, die im Leben eintreffen, sich in sehr viele verschiedene Richtungen entwickeln können.

Auch in diesem Kapitel wird das Menschenleben in einem größeren Zusammenhang gesetzt:

... unabhängig von dem, was passiert, auf einen Tag immer ein anderer folgt, und er weiß bis heute nicht, was es eigentlich ist, das sich da fortsetzt. Vielleicht gibt es das ewige Leben schon zu Lebzeiten, aber weil es anders aussieht, als man es sich erhofft, nämlich jenseits von dem, was geschehen ist, wie das alte, erkennt es nur niemand. Auch das Haus steht ja noch da, und er weiß nicht, was es ist, was da noch steht. Und er selbst. Und sie wahrscheinlich auch, irgendwo in der Welt. (*Heimsuchung*, S. 160)

Egal was in einem Menschenleben passiert, läuft die Zeit immer weiter, und *das ewige Leben* bildet hier auch einen Kontrast zwischen dem Makrokosmos der Natur in der unendlichen Zeit und dem kurzweiligen Mikrokosmos des einzelnen Menschenlebens an einem bestimmten Ort.

Die unberechtigte Eigenbesitzerin

Die unberechtigte Eigenbesitzerin ist die Enkelin der Schriftstellerin, die zu DDR-Zeiten das Haus des Architekten gepachtet hat, nachdem der Architekt in den Westen geflüchtet ist. Sie hat ihre Sommer bei ihrer Großmutter im Haus des Architekten verbracht, und mit dem Nachbarjungen, dem Kinderfreund, gespielt. Die unberechtigte Eigenbesitzerin ist also die Freundin des Kinderfreundes.

Das schöne Haus des Architekten, mit allen bautechnischen Feinessen, ist jetzt, verfallen, wie ein alter Körper, nachdem es neun Jahre unbewohnt gestanden hat, weil die Erben der Frau des Architekten aus dem Westen nach dem Fall der Mauer einen Antrag auf Rückübertragung gestellt haben, und sie und ihr Vater jahrelang auf das Urteil des Amtes gewartet haben. Der Vater der unberechtigten Eigenbesitzerin ist der Sohn der Schriftstellerin, die Kommunistin. Er hat vier Jahre im Kinderheim verbracht, weil die Eltern an die kollektive Erziehung glaubten, und hat keine nahe Anknüpfung an das Haus und das Grundstück. Deswegen hat er seit dem Antrag auf Rückübertragung das Haus nicht betreten. Für seine Tochter dagegen ist dieses Haus in den Sommern ihrer Kindheit ihre Heimat gewesen, und sie hat ein sehr nahes Verhältnis zu dem Haus. Nach der Halbierung der ostdeutschen Konten hatten sie aber das Geld für die Erhaltung des Hauses nicht mehr, und hatten das Haus nicht verkaufen können,

weil das Urteil des Amtes nicht gefallen war. Die unberechtigte Eigenbesitzerin hat aber, in Erwartung des Rechtsurteils, mit Hilfe des Kinderfreundes, das Haus ausgeräumt.

Mittlerweile ist das Urteil des Amtes zugunsten der Erben der Frau des Architekten gefallen, und die Enkelin der Schriftstellerin ist eine unberechtigte Eigenbesitzerin geworden. Sie hätte eigentlich den Schlüssel schon abgeben müssen, aber sie will noch ein letztes Mal ins Haus, um sich von der Kinderheimat ihrer Sommerferien zu verabschieden. Sie hält jetzt eine Totenwache über das Haus, und verbringt heimlich einige Tage dort. Wie eine Totenwaschung (Probst, 2010, S. 78) räumt sie auf, fegt und setzt alles, soweit es noch möglich ist, wieder im Stande, und heimlich hört sie wie die Maklerin Kundschaft bringt, um das Haus zu verkaufen. Die Trauer, die die unberechtigte Eigenbesitzerin dadurch empfindet, wird durch die Parallele zum Tod ihrer Großmutter gezeigt. Wenn die neuen Eigentümer auftauchen, und mit ihrem Architekten nicht einmal ins Haus gehen (*Heimsuchung*, S. 183), verstehen wir, dass die Tage des Hauses des Architekten, das als Zentrum dieses Romans funktioniert hat, jetzt gezählt sind. Der Verfall prägt jetzt nicht nur das Haus des Architekten, sondern die ganze Gegend: „Nachbarn begegnet sie nie, denn entweder sind deren Häuser schon abgerissen, oder sie stehen leer, so wie ihres“ (*Heimsuchung*, S. 179). Sie wischt und fegt Staub, Halm und Marderkot, bis das ganze Haus sauber ist, und am Ende ist es, als ob sie alle ihre Kindheitserinnerungen aus dem Haus gefegt hat: „Das Haus ist jetzt so leer, dass es nicht viel Gewicht haben würde, wenn sie ihm befehlen könnte, sich in die Lüfte zu erheben und fortzuschweben“ (*Heimsuchung*, S. 181). Durch diese Metapher von Gewichtlosigkeit wird die Reinigung des Hauses eine Art Befreiung von der Anknüpfung an diesem bestimmten Ort, und „Jetzt wusste sie nur nicht, wohin schweben“ (*Heimsuchung*, S. 182) ist ein Ausdruck für die Leerheit, die sie dabei empfindet. Diese Leerheit kann als eine Art Heimweh verstanden werden, gegen eine Kinderheimat, die bald aufhört zu existieren. Es scheint als ob sie jetzt alle Angehörigkeit verloren hat, und jetzt nicht mehr weiß, wo sie hingehört. Dass sie nicht mehr *wohin* weiß, vermittelt ein neues Gefühl von Verfremdung in ihrem Leben, von diesem Abschied mit dem Ferienhaus ihrer Kindheit initiiert, und von dem fehlenden Verständnis ihres Mannes verstärkt:

Du hast deine Zeit dort gehabt. Sie hatte ihrem Mann nicht erklären können, dass von dem Moment an, als sich abzeichnete, dass sie in diesem Haus nicht alt werden würde, die vergangene Zeit in ihrem Rücken zu wuchern begann, dass ihre sehr schöne Kindheit ihr, die längst erwachsen war, mit so großer Verspätung noch über dem Kopf wuchs und sich als sehr

schönes Gefängnis erwies, das sie für immer einschließen würde. Wie mit Schlingen band die Zeit den Ort fest, wo er war, band die Erde an sich selbst fest, und band sie an dieser Erde fest, band sie und den Kinderfreund, den sie schon über neun Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, und dem sie wahrscheinlich nie wieder begegnen würde, für immer aneinander fest.

(*Heimsuchung*, S. 183)

Sie wundert sich, wie es überhaupt möglich ist, die Haustür abzuschließen, „weil alles, was sie da abschließt, so weit innen liegt, und der Teil der Welt, in den sie zurückweicht, so weit außen“ (*Heimsuchung*, S. 185). In diesem Augenblick, wenn sie das Haus endgültig verlässt, fühlt sie sich enger mit dieser Heimat ihrer Kindheit und dem Kinderfreund verbunden, als mit ihrem heutigen Leben. Wie Jenny Erpenbeck es selbst ausgedrückt hat: „Heimat, ..., das ist etwas, das man wahrscheinlich erst bemerkt, wenn man es verloren hat“ (Döbler, 2016, Abs. 2). Erst in dem Augenblick, wenn das Haus endgültig verloren geht, scheint es als ob sie wirklich versteht, wie wichtig diese Kinderheimat in ihrer Vorstellung von Zugehörigkeit ist. Indem erst „die gestörte Territorialität durch den Verlust des Satisfaktionsterritoriums“ (Greverus, 1979, S. 36) dieses Gefühl zur Oberfläche bringt, benutzt Ina Maria Greverus den Ausdruck *retrospektive Ich-Bezogenheit* um diese verspätete Nostalgie der Kinderheimat gegenüber zu beschreiben. (1979, S. 37) Dieses Abschließen von dem *was so weit innen liegt*, verankert ihre Identität in diesem Haus, und wir können hier auch einen Identitätsverlust in Verbindung mit der verlorenen Heimat setzen. Der Kontrast in der Wortwahl *schönes Gefängnis* zeigt ihre ambivalenten Gefühle dieser neuen Erkenntnis gegenüber, dass sie an ihrer Kinderheimat, dem Kinderfreund und alles was dazu gehört so stark gebunden ist. Heimatbindung als *schönes Gefängnis* enthält sowohl das gute Gefühl von Sicherheit und Zugehörigkeit, als eine Bindung an einem Ort der Kindheit, die Unfreiheit, fehlende Entwicklung und Stagnation bedeuten kann.

Der Gärtner und der Garten

„Woher er gekommen ist, weiß im Dorf niemand. Vielleicht war er schon immer da“ (*Heimsuchung*, S. 13). Im Prolog lesen wir aber, wie die Natur am märkischen See in der Eiszeit geformt wurde, und es wird auch klar gemacht, dass diese Natur auch nicht für die Ewigkeit ist, sondern auch einmal vergehen wird, so wie es auch in der Sahara einmal Wasser gab (*Heimsuchung*, S. 11). Sogar die Natur, die uns ewig scheint, wird also als eine vergängliche Größe dargestellt, während der Gärtner *vielleicht schon immer da war*. Diese Introduktion des Gärtners, als noch beständiger als die Natur selbst, verstärkt die früher

erwähnten Sonderstellung, die der Gärtner schon durch die Kapitel-Struktur hat. Er ist die Verkörperung des Ewigkeitsmotivs, und zusammen mit dem Wechsel der Jahreszeiten, dessen Zyklus seine Arbeit folgt, funktioniert er als Metapher der Ewigkeit (Probst, 2010, S. 72). Er ist kein linearer Charakter, sondern eine unabhängige Figur, die von Ort und Zeit nicht gebunden ist. Er ist im Roman kein realistischer Mensch, sondern eine zeitlose Größe, die in Pacht mit der Natur existiert und funktioniert. Während die anderen Menschen im Roman wie flüchtige Kapitel in einem größeren Zusammenhang dargestellt werden, tritt der Gärtner als eine Art zeitlose, mythische Figur hervor, die ohne Anfang und Ende in der vergänglichen Welt der Menschen nicht richtig hingehört. „Den Heimsuchenden und Heimgesuchten, auf die der doppeldeutige Titel verweist, steht der Gärtner gegenüber, der kein Heim sucht und nicht heimgesucht wird, weil er immer schon an diesem Ort und in der Zeit angekommen ist“ (Schöll, 2014, S. 44). In den Kapiteln der anderen Menschen werden ihre Geschichten erzählt, während der Gärtner ohne Vorgeschichte einfach da ist. Diese Sonderstellung der Gärtner-Figur kommt in verschiedenen Aspekten zum Ausdruck, die unter zwei Hauptperspektiven hier behandelt werden: Eine soziologische Perspektive in dem Kontrastfeld zwischen Natur und Zivilisation, und eine religiöse Perspektive von Bibelmetaphern.

Zwischen Natur und Zivilisation

Aus einer soziologischen Perspektive ist der Gärtner ein Außenseiter, und unterscheidet sich in den meisten Aspekten von den anderen Menschen des Romans. Ihm fehlen die meisten Kennzeichen, die die anderen Menschen des Romans zu sozialen Wesen machen. Im Gegensatz zu den anderen Personen, führt der Gärtner überhaupt kein Privatleben, und ihm gehört auch kein bestimmtes Grundstück: „Ihm selbst gehört kein Grund- und auch kein Waldstück“ (*Heimsuchung*, S. 13). Er hat also, wie die anderen Menschen des Romans, keine Anknüpfung an einem bestimmten Ort, und anscheinend keinen Bedarf an einer privaten Heimat, sondern ist in der Natur zu Hause, und die Natur *ist* seine Heimat. Der Gärtner ist zwar nicht die einzige Figur im Roman, die keinen Namen hat, aber charakteristisch ist es jedoch, dass es in seinem Fall betont wird, dass er, im Gegensatz zu den anderen Menschen, nicht als Privatperson mit einer persönlichen Geschichte dargestellt wird, sondern nur bei seiner Funktion genannt wird: „jeder im Dorf kennt ihn und dennoch wird er von den Leuten, jungen und alten, nur ‚Der Gärtner‘ genannt, als hätte er sonst keinen Namen“ (*Heimsuchung*, S. 13). Dass der Gärtner nur durch seine Funktion definiert wird, zeigt sich auch darin, dass er am anderen Ende der Welt, in Südafrika, im Kapitel vom Tuchfabrikanten, eine andere Form

angenommen hat. Hier hat der Gärtner krause Haar und dunkle Haut (*Heimsuchung*, S. 55). Diese Beschreibung vom Gärtner in Südafrika bestätigt seine Ort- und Zeitlosigkeit, und wird eine starke Indikation dafür, dass der Gärtner keine realistische Figur unter den Menschen zu verstehen ist, sondern eine symbolische Interpretation fördert.

Im Kontrast zu den anderen Menschen im Roman ist der Gärtner nicht nur namen- und grundstücklos, sondern auch fast sprachlos. Seine Sprachlosigkeit wird durch mehrere Variationen über dieses Thema wiederholt: „Der Gärtner schüttelt den Kopf“ (*Heimsuchung*, S. 27), und ab und zu nickt er jemanden kurz zu (*Heimsuchung*, S. 29). „Der Gärtner spricht wenig“ (*Heimsuchung*, S. 27), und einige Dörfler meinen: „er spreche zwar mit den Menschen nur das Notwendigste“ (*Heimsuchung*, S. 28). Er führt keine direkten Gespräche im Roman. Nur in der Natur scheint der Gärtner Gespräche zu führen:

..., wenn er sich aber in einem Garten oder auf einem Feld allein wähne, hätten sie deutlich gesehen, wie er fortwährend die Lippen bewegte, während er harkte, grub, jätete oder Pflanzen beschnitt und begoss – er plaudere nun einmal lieber mit dem Grünzeug. In seine Hütte lässt er niemanden ein. (*Heimsuchung*, 28)

Er findet sich in der kultivierten Gesellschaft der Menschen nicht richtig zu Recht, und diese Sprachlosigkeit wird ein Symbol für die Heimatlosigkeit, die er unter den Menschen empfindet, während seine Gespräche mit dem Grünzeug ein Symbol seiner Heimat in der Natur wird. Seine Hauptfunktion ist also nicht sozial, in dem Sinne dass seine Zugehörigkeit nicht in der menschlichen Gesellschaft liegt, sondern in der Natur. Der Gärtner beherrscht die Natur und nur dort fühlt er sich völlig daheim. Seine Aktivität ist auch nicht in einem Privatleben verankert, sondern in dem Wechsel der Jahreszeiten, und seine Arbeit wiederholt sich Jahr auf Jahr, als ein Teil des zyklischen Wechsels der Natur.

Diese Zugehörigkeit in der Natur wird auch durch seine unbestrittene Überlegenheit in Natur-Fragen bestätigt: „jeder im Dorf weiß, dass die Bäume, die von ihm umgepfropft werden, beim weiteren Wachsen die regelmäßigsten Kronen zeigen“ (*Heimsuchung*, S. 13). In diesen Sachen „fragt man ihn gern um Rat, er versteht sich darauf“ (*Heimsuchung*, S. 13). Er versteht sich sogar hervorragend auf die Imkerei (*Heimsuchung*, S. 77). Alle Typen von Arbeit und Handwerk in Verbindung mit Natur-verwandten Materialien beherrscht er in einer vollkommenen Weise. Obwohl er die Arbeit nie früher gemacht oder gelernt hat, ist er für

jede solche Arbeit ein unbestrittenes Naturtalent. Im dritten Kapitel des Gärtners hilft er beim Bauen der Ferienhäuser am Ufer des Märkischen Sees:

Als die ersten Ferienhäuser am Ufer des Sees gebaut werden, etliche davon mit Reet gedeckt, hilft der Gärtner, sobald der See vereist ist, beim Schilfschneiden für die Dächer, auch dabei zeigt er ungewöhnliches Geschick, die gefrorenen Stengel springen vor ihm wie Glas, er handhabt das Brett, das zum Abschieben der Halme verwendet wird, so gekonnt, dass der Dachdecker ihm kaum glauben mag, dass er noch nie jemandem bei der Schilfernte zur Hand gegangen sei. (*Heimsuchung*, S. 27)

Die Position des Gärtners im Roman ist eine Art Zwischen-Position zwischen der Natur und der Gesellschaft. Er beherrscht nicht das soziale Zusammenleben der Zivilisation, hat sich aber nicht tief in die Natur zurückgezogen, sondern wohnt, genau wie Løytnant Glahn in Hamsuns Roman *Pan* (Hamsun, 1954, S. 11), allein „in einer verlassenen Jagdhütte am Rande des Waldes“ (*Heimsuchung*, S. 55), in beiden Romanen ein Symbol ihrer Position zwischen Natur und Kultur. Beide Figuren sind einsame Naturmenschen, die als Außenseiter der Gesellschaft und Gegensätze zu den sesshaften Menschen der kultivierten Gesellschaft dargestellt werden. Der Gärtner lebt auf diese Weise an der Grenze zwischen der Natur und der Zivilisation, und seine Funktion als Gärtner ist die Natur des Gartens für die Bewohner zu kultivieren. Diese Zwischen-Position zwischen der Natur und der Gesellschaft kann eine menschliche Sehnsucht nach der ursprünglichen, echten, von Menschen unberührten Natur symbolisieren. Gleichzeitig kann diese Position des Gärtners auch als Symbol dafür gelten, dass der Mensch die Zivilisation braucht, aber in engerer Harmonie mit der Natur leben muss. Der Mensch *ist* Natur, nicht nur ein soziales Wesen der Zivilisation.

Die Funktion der Bibelmetaphern

Im Kapitel vom Tuchfabrikanten taucht zum ersten Mal die Paradiesmetapher direkt auf, wenn die Kinder nach der Ausreise nach Südafrika die Vertreibung *ins Paradies* spielen. Die Parallele zu der biblischen Vertreibung aus Paradies schlägt eine symbolische Interpretation einer Reihe Bibelmetaphern vor, die im Roman auftauchen. Diese Parallele wird dadurch verstärkt, dass sich die kleine Elisabeth gerade hinter einem Feigenblatt versteckt, während sie ihrem Vater zuflüstert: „Ludwig ruft: Was spielt ihr denn da? Die kleine Elisabeth flüstert ihm hinter vorgehaltenem Feigenblatt zu: Die Vertreibung ins Paradies“ (*Heimsuchung*, S. 55). In dieser Interpretation werden die politischen Umstände in Deutschland unter den Nazis

und die Übergriffe an Menschen in dieser Zeit mit dem Sündenfall der Bibel verglichen. Die Vertreibung *aus der Heimat*, die den Menschen die Sicherheit der Heimat beraubt, wird hier als eine *Vertreibung ins Paradies* dargestellt. Eine Heimat in Sicherheit wird auf diese Weise als ein menschliches Paradies auf der Erde beschrieben.

In dieser religiösen Perspektive tritt der Gärtner als eine Art Gottesfigur auf, die den Garten, oder das Paradies auf Erde, für die Menschen bereitet. Dass die Schöpfung der Landschaft im Prolog als Naturgeschichte, und völlig ohne Gottesanwesenheit berichtet wird, kann als eine Botschaft gelten, dass sich die Zivilisation der Menschen zu weit von Gott und der Natur entwickelt hat, und formuliert, in einer religiösen Interpretation, vielleicht eine indirekte Kritik gegen die moderne Gesellschaft. In einer weiteren Perspektive sind naturgeschichtliche und religiöse Aspekte einer Weltanschauung noch ein Beispiel des früher erwähnten Themas von Wahrheit und Täuschung, und noch eine Illustration dafür, dass *Wahrheit* von Perspektiven und Betrachtern abhängt. Jenny Erpenbeck erklärt wenig, und serviert keine Wahrheit, sondern zeigt wie die Wahrheit aus verschiedenen Perspektiven aussehen kann.

Im Roman funktionieren Krieg und Diktatur als Symbole oder Resultate des moralischen Verfalls der Menschen, und nach den Kriegen, zu DDR- Zeiten, wenn der Architekt und seine Frau das Haus verlassen haben, und das Haus an ein Schriftstellerehepaar verpachtet ist, kommt im fünfzehnten Kapitel, „Der Gärtner 8“, eine markante Änderung vor. Dieser Kapitel ist von Verfall auf mehreren Ebenen geprägt. Der Garten ist im total Verfall: Der Walnussbaum trägt keine Nüsse mehr (*Heimsuchung*, S. 124), und „Apfel und Birne erholen sich auch in den nächsten Jahren nicht vom Pilzbefall. Spinnmilben befallen die Kirsche“ (*Heimsuchung*, S. 125). Im Klartext können wir lesen: „Zum ersten Mal ist die Rede von einer Verkleinerung des gepachteten Grundstücks“ (*Heimsuchung*, S. 125). Parallel zu diesem Verfall im Garten erfahren wir den Verfall des Gärtners: „Bei der Kirschernte stürzt der Gärtner von der Leiter und bricht sich ein Bein“ (*Heimsuchung*, S. 124). Er muss zwei Monate liegen, und der Sohn der Hausherrn übernimmt das Rasenmähen. Der Gärtner wird nach diesem Unfall nie wieder richtig rehabilitiert, und: „Schwere Arbeiten kann der Gärtner nach seinem Sturz nicht mehr ausführen. Er geht seither nur noch langsam über das Grundstück“ (*Heimsuchung*, S. 124). Es gibt im Text sehr viele Beispiele für diesen Verfall des Gärtners: „Die junge Frau übernimmt, als der Gärtner die große Baumschere nicht mehr zusammenzudrücken vermag“ (*Heimsuchung*, S. 126), und „Der Gärtner sitzt, immer mit ein-

und demselben kalten Zigarrenstummel im Mund, jetzt viele Stunden am Tag auf der Schwelle des Bienenhauses“ (*Heimsuchung*, S. 126).

Parallel mit diesem physischen Verfall des Gartens und des Gärtners sehen wir sogar auf der moralischen Ebene einen beginnenden Verfall: „Im Dorf wird erzählt, dass der Sohn der Hausherrn schon etliche Mädchen nach dem Tanz oder einer anderen Festivität ins Badehaus geführt habe, um mit ihnen die Nacht dort zu verbringen“ (*Heimsuchung*, S. 125). Im siebzehnten Kapitel, „Der Gärtner 9“, hat der Berliner Arzt, der jetzt der neue Pächter der ehemaligen Parzelle der Juden ist, das Bienenhaus und den Obstgarten zur Pacht übernommen (*Heimsuchung*, S. 139). In diesem Kapitel wird der Arzt eine Art Personifikation des moralischen Verfalls. Er soll seine Frau betrogen haben, und den Tod eines Nachbarn absichtlich verursacht haben, um seinen Zugang zum See verbreitern zu können (*Heimsuchung*, S. 140). Gleichzeitig zeigt der Gärtner zum ersten Mal ein persönliches Engagement in dem was im Roman unter den Menschen passiert. Er soll die kleine Tochter der jungen Hausherrn dazu angestiftet haben, „Grasbüschel auszureißen und diese mitsamt der an ihnen haftenden Erde an den frisch verputzten Neubau des Berliner Arztes zu schleudern“ (*Heimsuchung*, S. 140). Das Abreißen des Bienenhauses hat dem Gärtner besonders hart getroffen, und er protestiert in einer merkwürdigen Weise dagegen:

Im Dorf wird erzählt, dass der Gärtner sich seit dem Abriss des Bienenhauses weigere, seine Fußnägel zu kürzen. Um die Zehen herum bis zur Unterseite der Füße seien sie inzwischen gewachsen, und hinten noch über die Hacken hinaus. Er verberge sie zwar in Schuhen und Strümpfen, aber an seinem hinkenden Gang könne man deutlich erkennen, dass etwas nicht stimme. (*Heimsuchung*, s. 140)

Ist der Gärtner, der am Anfang des Romans wie eine Gottesfigur den Garten als eine Art Paradies für die Menschen einrichtet, mit dem Verfall des Gartens, eine hinkende Teufelsgestalt geworden? Hat er, wie ein Versucher, die kleine Tochter der Hausherrn zum Übeltat gehetzt (*Heimsuchung*, S. 140), und ihr später bei den nächtlichen Ausflügen geholfen? (*Heimsuchung*, S. 155) In diesem Zusammenhang wird der Gärtner ein Symbol der Dichotomie vom Guten und Bösen, sowohl in der Natur der Menschen, als auch im Rahmen einer religiösen Interpretation.

In dieser religiösen Perspektive wird der Verfall des Gartens ein Symbol des moralischen Verfalls der Menschen, der in diesem Roman vielleicht schon mit dem Hochmut des Großbauers angefangen hat, und durch Krieg und Diktatur eskaliert. Wenn man den Garten als Symbol der Heimat sieht, kann man auch diesen Verfall als Symbol der Gefährdung der Heimat in der modernen Welt sehen. Dieser Verfall erreicht einen Höhepunkt mit dem Abreißen des Bienenhauses, als ein Symbol der Zerstörung einer perfekten Gesellschaft. Im dritten Kapitel, „Der Gärtner 3“, wird der Kartoffelkäfer introduziert: „Im Jahre 1936 überschritt der Kartoffelkäfer bereits den Rhein und zog weiter in Richtung Osten, 1937 erreichte er die Elbe, 1938 nun wirft er sich auf das Gebiet rings um Berlin“ (*Heimsuchung*, S. 46). Weitere Hinweise zum Kartoffelkäfer finden wir im neunten Kapitel, „Der Gärtner 5“ (*Heimsuchung*, S. 77), und im elften Kapitel, „Der Gärtner 6“ (*Heimsuchung*, S. 93). Diese Kartoffelkäfer-Plage kam tatsächlich nach Deutschland zu dieser Zeit, aber kann auch symbolisch interpretiert werden, als ein Zeichen des Verfalls in der Gesellschaft, indem diese Käfer die Pflanzen im Garten, oder Paradies, tatsächlich gefährden. Die Ähnlichkeit mit den Landplagen, die Gott den Menschen geschickt haben, um moralische Änderungen zu bewirken, bleibt hier auch nicht aus.

Im einundzwanzigsten Kapitel, „Der Gärtner 11“, nach dem Fall der Berliner Mauer, sieht man fast nur Spuren vom Gärtner, und er selbst ist selten zu sehen. Wenn die Unterpächter fragen, ob er etwas braucht, schüttelt er immer den Kopf, und: „Im Dorf wird erzählt, der Gärtner ernähre sich schon seit längerer Zeit nur von Schnee“ (*Heimsuchung*, S. 170). Schließlich weiß keiner wo er ist, und der Gärtner ist genauso unmerkbar verschwunden, wie er einmal gekommen ist: „Der Gärtner wird seitdem nicht wieder gesehen“ (*Heimsuchung*, S. 171). Hat sich der Gärtner jetzt, wie Gott, zurückgezogen, und die Welt den Menschen überlassen?

In Bezug auf den Titel *Heimsuchung* ähnelt in dieser Reihe von biblischen Metaphern die Funktion des Gärtners dem Boten Gottes in der Geschichte von Mariä Heimsuchung. Maria „wurde von Gott heim-gesucht, und in ihr hat Gott im Blick auf die Menschenwerdung seines Sohnes ein Heim gesucht und gefunden. An Maria wird deutlich: „**Gott sucht den Menschen heim, Gott sucht im Menschen Heim**“ (Zollitsch, 2004, S. 4). Maria akzeptiert ihre Rolle in dem Heilsplan Gottes, und *Mariä Heimsuchung* wird auch die Bezeichnung der Suche des Menschen nach Gott. Gleichzeitig beschreibt das Wort *Heimsuchung* Marias erste Handlung als Vermittlerin von der Gnade Gottes unter den Menschen, wenn sie ihre Verwandte

Elisabeth in ihrem Heim besucht. Diese Parallele zu der biblischen *Heimsuchung*, unterstützt die religiöse Perspektive als eine mögliche Interpretation einiger Aspekte des Romans. In dieser Perspektive liegt eine doppelte Heimsuchung; die Heimsuchung Gottes in den Menschen, und die Suche der Menschen nach einer Heimat bei Gott: „Wir suchen in IHM die tiefste Heimat. ER möchte in uns Wohnung nehmen“ (Zollitsch, 2004, S. 5). Eine himmlische Heimat bei Gott wird auch im Kapitel des Mädchens, sowohl als auch im Kapitel der Schriftstellerin als letzte Möglichkeit angedeutet, wenn Heimat, oder ein sicheres Paradies auf Erde, nicht mehr möglich scheint. In ihrer Übertragung ins Englische hat die Übersetzerin, Susan Bernofsky, auch auf die biblische Referenz des Titels Wert gelegt, und *Heimsuchung*, nicht mit *Haunting*, sondern mit *Visitation* (2011) übersetzt, das englische Wort für Mariä Heimsuchung.

Heimsuchung in Zeit und Raum

In diesem Kapitel behandle ich den Begriff *Heimsuchung* in Verbindung mit den Dimensionen *Zeit* und *Raum*. Zum einen zeige ich, dass der Heimatbegriff in diesem Roman aus einer Perspektive von vier verschiedenen Zeitdimensionen dargestellt wird, und dass die menschliche Suche nach Heimat aus einer utopischen Perspektive auf die Zukunft verschoben wird. Zum anderen zeige ich, dass der Begriff *Heimat* im Roman *Heimsuchung*, von dem geographischen Raum losgerissen, und in der menschlichen Identität verankert wird.

In ihrem Prolog gibt uns die Dramatikerin und Regisseurin Jenny Erpenbeck ihre Bühnenanweisungen, bevor sie die ersten Figuren auf der Bühne auftreten lässt. Sie zeichnet ein Bild von der Welt als einer Bühne, wo die verschiedenen Personen, als Protagonisten in verschiedenen Szenen eines ewigen Dramas, kurze Auftritte haben. Die Rolle des Gärtners in diesem „Drama“, ist die Rolle eines Bühnenarbeiters. Laut Jenny Erpenbeck bereitet er die Bühne für die nächsten Figuren vor: „er ist auch ein bisschen Bühnenarbeiter. Er macht immer die Bühne wieder sauber für die nächste Szene“ (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). In mehreren Beiträgen, unter anderem von Biendarra, wird behauptet, dass das Haus „der eigentliche Protagonist“ ist (2014, S. 133). Das Haus nimmt aber keinen aktiven Teil an der Handlung oder dem was im Roman vorgeführt wird, und dem Haus fehlen alle aktiven Qualitäten, die einem Protagonisten gehören. Die passive Rolle des Hauses im Roman kann nicht mit einem Helden oder einer Hauptperson verglichen werden. Eine präzisere Benennung für dieses Haus, wo die verschiedenen Bewohner wechseln, ist ein Teil der

Bühne, wo verschiedene Figuren auftreten. Das Haus sollte lieber als Bühne oder Arena charakterisiert werden, wo jeder Mensch zu einer gewissen Zeit auftritt, und so auch als eine Metapher der Zeit und der menschlichen Vergänglichkeit. Der Roman hat keine ausgesprochene Hauptperson, weil der Mensch im Universum eben keine Hauptperson ist, sondern nur in dem eigenen kurzweiligen Leben. Der Einzelmensch kann sogar diese Hauptrolle beraubt werden, wenn er von äußeren Faktoren eingeholt wird, und so auch die Kontrolle über eigenes Leben verliert, und Jenny Erpenbeck fragt sich „was man als Mensch eigentlich erreichen kann – wie weit man auf Dauer über seine Existenz hinauswachsen kann“ (Reif, 2009, S. 943).

Diese Frage nach den Spuren eines Individuums in dem Makrokosmos muss nicht mit einem Kynismus verwechselt werden, in dem ein Menschenleben wenig wert ist. Dadurch, dass die Juden als Opfer mit Namen benannt werden, und durch die Darstellung der Geschichte durch individuelle Einzelgeschichten, werden gerade die Spuren dieser Einzelmenschen hervorgehoben. Es handelt sich bei dieser Spurensuche des Einzelmenschen um ein realistisches Menschenbild, in dem die Dichotomie vom Tod und Leben akzeptiert ist. Wenn Jenny Erpenbeck sagt, dass die Toten immer noch da, und nicht tot sind, handelt es sich gerade um die Spuren der Toten, wenn auch nur in den Erinnerungen anderer Menschen (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). In dem Roman *Gehen, ging, gegangen* (2015) ist ein Mann im See ertrunken. Die vielen Hinweise zu diesem toten Mann im See, und sein Einfluss auf das Leben der Lebendigen, wird ein Sinnbild dieser Spuren: „Den Mann, der unten im See liegt, haben sie immer noch nicht gefunden. ... Seit diesem Tag im Juni liegt der See still da. ... Kein Ruderboot, keine kreischenden Kinder, Kein Angler“ (Erpenbeck, 2015, S. 11). Ulrike Vedder spricht von „einer Verkettung zwischen den Lebenden und den Toten sowie an einer Gegenwart der Toten“ (2014, S. 64). Im Gespräch mit Johannes Birgfeld sagt Jenny Erpenbeck: „Und mein Schreiben ist sicher ein Versuch, den Tod mit ins Leben hinüberzuziehen, wo er, glaube ich, auch hingehört“ (2005, S. 181).

In einer engeren, historischen Perspektive, kann die *Verkleinerung* der Bedeutung des Einzelmenschen als eine Art Ironie verstanden werden, die als Kritik gegen politische Diktaturen aufgefasst werden kann. In dieser Interpretation wird die Übertreibung vom Minderwert des Einzelmenschen eine Parallele zu der nationalsozialistischen Behandlung von Individuen, die in der verdrehten Ideologie der Nationalsozialisten nicht geduldet wurden. Die leise Beschreibung von bedrohlichen Ereignissen, in einem sehr leichten Ton und einer sehr

einfachen Sprache, ohne beschreibende Adjektive, funktioniert in der gleichen Weise. Ob alltäglich oder grausam, werden alle Ereignisse in einer neutralen Wortwahl, in dem gleichen ruhigen und nüchternen Erzählerton, mit dem gleichen ruhigen Tempo und regelmäßigen Rhythmus geschildert: „nachdem Arthurs Augen aus ihren Höhlen getreten sind, und Hermine im Todeskampf einer Frau, die sie nie vorher gesehen hat, auf die Füße geschissen hat“ (*Heimsuchung*, S. 60). Der große Kontrast zwischen Inhalt und Wortwahl in dieser Beschreibung verstärkt den Eindruck von dieser Handlung, und funktioniert als eine treffende Beschreibung von dem nationalsozialistischen Menschenbild und ihren unmenschlichen Handlungen im Namen des dritten Reichs.

Schon in ihrem Debütroman, *Geschichte vom alten Kind* (1999), beschäftigt sich Jenny Erpenbeck mit dem Thema Zeit. Eine erwachsene Frau versucht sich von der realistischen, linearen Zeitrechnung des Menschenlebens freizumachen, wenn sie sich als Kind mit einem leeren Eimer in der Hand, auf die Straße stellt, und sich ins Kinderheim führen lässt, „als sei es ihm gegeben gewesen, in der Zeit herumzuspazieren wie in einem Garten“ (S. 124), aber am Ende ist „ihr Versuch, die Zeit anzuhalten, fehlgeschlagen“ (S. 124). In dem Roman *Aller Tage Abend* (2012) fühlt sich Frau Hoffmann endlich alt genug, „um sich in der Zeit frei zu bewegen“ (Erpenbeck, S. 260).

Auch in *Heimsuchung* (2008) spielt das Thema Zeit eine wesentliche Rolle, und es ist kein Zufall, dass Jenny Erpenbeck ihren Roman über Heimsuchung, in der Eiszeit mit einer Beschreibung der Natur anfängt. Die Zeit und die Natur sind zwei Dimensionen, die mit der Erde als Heimat der Menschen in enger Verbindung stehen. Die Natur ist die konkrete, physische Heimat der Menschen, die durch die Zeit begrenzt wird, entweder von der natürlichen körperlichen Zeitbegrenzung eines Menschen, oder von äußerlichen Verhältnissen, wie der historischen oder politischen Umgebung, für welche die Zeit auch als Symbol interpretiert werden kann: „Drei Dimensionen waren bisher sein Beruf, Höhe, Breite und Tiefe ... aber die vierte hat ihn jetzt eingeholt, die Zeit, und die jagt ihn jetzt aus seinem Gehäuse“ (*Heimsuchung*, S. 37).

Um das Verhältnis zwischen Mensch und Zeit zu etablieren, wird die Zeit im Roman nicht als eine einheitliche Größe dargestellt, sondern als eine zwiespältige hierarchische Dimension, in vier unterschiedlichen Schichten, nach Dauer auf der Erde geordnet:

1. Die Ewigkeit: Es gibt eine Vorstellung von einer Zeit der Ewigkeit und des Universums, in der die Natur dieses Gebiets in der Eiszeit geformt wurde (*Heimsuchung*, S. 9).
2. Die Zeit der Natur: Die Natur ist nicht für die Ewigkeit eingerichtet, denn sie ändert sich in einer längeren Zeitperspektive. Das Wasser in Sahara dient hier als Beispiel (*Heimsuchung*, S. 11). Wenn der Architekt flüchten muss, registriert er, dass die „Marder bleiben“ (*Heimsuchung*, S. 36). Die Tiere werden hier als das Geschlecht der Tiere und als Teil der Natur portraitiert, und bleiben deswegen länger auf der Welt als die Menschen.
3. Die Dingezeit: Wenn der Einzelmensch einen Ort, oder die Welt verlassen muss, werden seine Dinge/Objekte, und auch sein Haus, von anderen Menschen benutzt. Meistens bleiben die Dinge länger auf der Welt als die Menschen.
4. Die Zeit der Menschen: Die Personen im Roman werden als Einzelindividuen beschrieben, und haben in dieser Perspektive eine kurze Dauer auf der Welt. Es handelt sich hier nicht um das Geschlecht der Menschen, sondern um die Dauer des Lebens jedes Einzelmenschen auf der Erde, und die kurzweilige Bedeutung jedes Menschen in einem größeren Zusammenhang.

Ulrike Vedder spricht in ihrem Beitrag zum Roman ebenfalls von verschiedenen Zeitdimensionen: Menschenzeit, Naturzeit und Dingezeit (Vedder, 2014, S. 62). Die Menschenzeit und die Dingezeit scheinen in unseren beiden Modellen zusammenfallend zu sein, aber in Bezug auf die Natur unterscheiden sich unsere Modelle darin, dass Vedder den Gärtner als puren Repräsentanten der Natur sieht, weil er mit der Natur in engerer Verbindung steht als mit den Menschen, während ich ihn als eine Art Zwischengeschöpf zwischen Mensch und Natur, und als Symbol des Konflikts zwischen Natur und Zivilisation, sehe. Darüber hinaus, unterscheiden sich unsere Modelle dadurch, dass ich mit einer weiteren Zeitdimension operiere, nämlich die Ewigkeit. Der Gärtner wird in meiner Interpretation als eine ewige Figur gesehen, und wie schon gesagt, wird es auch im Prolog klar gemacht, dass die Natur auch nicht ewig ist, und deswegen eine Dimension der Ewigkeit vorausgesetzt wird. Jenny Erpenbeck unterstützt auch meine Interpretation der Gärtnerfigur: „Ich finde, er ist so zwischen den Menschen und der Natur, so halb Mensch, halb Natur. Dann ist er natürlich auch das ewige Leben, eine Art mythische Figur“ (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016).

In dieser Zeitperspektive wird im Roman das Leben der Einzelmenschen als Augenblicke eines ewigen Zyklus dargestellt, und in dieser Perspektive wird von Erpenbeck der Heimatbegriff neudefiniert, und zu einem gewissen Grad von der Verankerung in Zeit und Raum losgerissen. In dieser Definition ist die Vorstellung von Heimat nicht nur an dem

geographischen Ort wo man aufgewachsen ist oder gewohnt hat verankert, sondern liegt in den Erinnerungen von Identitätsgewährenden Orten und Erlebnissen. So gesehen ist Heimat eine Vorstellung von Zugehörigkeit und Sicherheit in der eigenen Identität. Diese Heimatvorstellung, in der Besitz und Grundstück unwichtig sind, umfasst sowohl Wurzeln als Mobilität. Alles was der ersten Heimat gehört, räumliche, soziale und emotionale Verhältnisse, sind für die Identitätsentwicklung eines Menschen sehr wichtig. Diese Wurzeln des Ursprungs und der geographischen Heimat trägt der Mensch in seinem Bewusstsein als Erinnerungen immer bei sich. Diese innere Heimat hebt die Sesshaftigkeit auf, und macht es dem Menschen möglich, Änderungen zu bewältigen, oder sich in Bewegung zu setzen, wenn äußere Faktoren es verlangen. Die Besucherin repräsentiert diese mobile Heimatvorstellung, indem ihre Heimatvorstellung in ihrem Bewusstsein liegt. Ihr ist die Hauptsache nicht wo man ist, sondern, dass man das machen kann, was einem gefällt, oder wie die Besucherin es ausdrückt: „Hauptsache ist, dass man schwimmen kann“ (*Heimsuchung*, S. 127). Diese Reduktion der Bedeutung des Raums für die Heimatvorstellung, wird von einer Aufhebung der Bedeutung der Zeit gefolgt: „Während sie zurückschaut, verschwistert sich die Zeit mit sich selbst und wird flach“ (*Heimsuchung*, S. 131). Diese Verschwisterung der Zeit ist ein Bild ihres Gedächtnisses, in dem jetzt ihre Heimatvorstellung verankert ist. Ihre Heimat ist jetzt ihre Erinnerungen und Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und die Aktivität, die sie gern mag. Zufällig ist es dann auch nicht, dass sie vor allem Schwimmen mag, was als Symbol ihrer mobilen Heimatvorstellung gilt. Im Kapitel der Besucherin wird die menschliche Vorstellung von Zeit als eine dynamische Größe dargestellt, die sich durch ein Menschenleben ändert. Am Anfang, wenn man die Zeit vor sich hat, hat der Mensch eine Vorstellung von seinem Leben als eine Mischung von Zufall und eigenem Willen, und am Ende, wenn man die Zeit hinter sich hat, ein Gefühl von Schicksal:

Ihr Mann war vor dem allen gestorben. Wenn sie von seinem Tod zurückblickt auf den Unfall mit dem Kleereiber, scheint es ihr, als sei sein Sterben schon damals durch einen Nebeneingang eingetreten, ohne sich zu erkennen zu geben. Auch das Zerreißen des Brautschleiers ihrer Tochter war so ein Eintreten dessen, was bevorstand, durch den Nebeneingang, aber weil eben damals die Zeit war, wo alles bevorstand, konnte sie es noch nicht erkennen. Jetzt, da sie alt ist, und nur noch lebt, um am Leben zu sein, ist alles gleichzeitig da. (*Heimsuchung*, S. 130)

Die *Nebeneingänge* schlagen hier eine Verbindung zwischen den verschiedenen Ereignissen in einem Menschenleben vor, und wenn man durch die alten Augen der Besucherin hier ihr Leben betrachtet, bekommt man den Eindruck, dass alles vom Anfang an schon vorherbestimmt ist. Wenn man die Zukunft vor sich hat, sieht man den großen Zusammenhang nicht, aber wenn man im Altertum alles durchgelebt hat, die ganze Geschichte kennt, und alle Erinnerungen, unabhängig von der Chronologie des Lebens, wie zufällige Bilder auf eine Leinwand vor den Augen passieren, sieht man einen Zusammenhang der verschiedenen Geschehnissen im Leben. Die Besucherin repräsentiert auf diese Weise eine Art Schicksalsglaube.

Eine ähnliche Vorstellung von der Zeit als einen unberechenbaren Faktor im Menschenleben sehen wir auch im Kapitel des Architekten. Das Verhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stellt auch eine Vorstellung von Relativität dar, und schlägt eine philosophische Annäherung an das Phänomen Zeit vor, nicht als einen linearen Verlauf, sondern als eine relative Größe in dem menschlichen Bewusstsein:

Wann er das letzte Mal hier geschwommen sein wird, weiß er nicht mehr. Auch nicht, ob es im Deutschen eine Zeitform gibt, die das Kunststück fertigbringt, die Vergangenheit zur Zukunft zu erklären. Vielleicht irgendwann Anfang September. Das letzte Mal war damals ja kein letztes Mal, deshalb hat er es sich nicht gemerkt. Erst seit gestern ist es das letzte Mal geworden. Als könne die Zeit sich, auch wenn man sie ganz fest in der Hand hält, herumwerfen und zappeln und sich einem, wie sie grad will, verdrehen. (*Heimsuchung*, S. 43)

In der erzählten Zeit des Kapitels des Architekten, wenn er Vorbereitungen macht, das Haus zu verlassen, und Erinnerungen aus der Vergangenheit sich mit den Aktivitäten seiner Gegenwart mischen, wird mit vielen Wiederholungen von seiner Zukunft erzählt: „Er weiß, dass er mit den von der Erde geschwärzten Nagelrändern schon in zwei Stunden in der S-Bahn nach Westberlin sitzen wird“ (*Heimsuchung*, S. 35), und „In zwei Stunden wird er in der S-Bahn nach Westberlin sitzen“ (*Heimsuchung*, S. 37). Auf diese Weise kommen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen in dem menschlichen Bewusstsein, und die Auffassung von Zeit als einer linearen Entwicklung wird aufgehoben.

Das Schwimmen ist hier auch ein Symbol von Mobilität und Änderung. Der Architekt hat eine berufliche Einstellung zur Heimat, und ist immer bereit, sich in Bewegung zu setzen, und

anderswo eine neue Heimat zu bauen. Obwohl seine Gefühle nicht großangelegt geschildert werden, ist trotzdem das Verschwinden der Dinge, die er beim Verlassen des Hauses begräbt, nicht nur ein Abschied mit der Heimat, sondern auch ein Versuch die Heimat zu bewahren und ein Symbol der Hoffnung auf Wiederkehr. Mit dem Begraben verschwinden die Objekte nicht, sondern bleiben hier, durch „einen unsichtbaren Präsenz“ (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016). Obwohl der Architekt nicht nur Wurzeln, sondern auch Flügel hat, und scheint eine innere Heimatvorstellung zu haben, die ihm Mobilität leistet, fehlt ihm jetzt die Sicherheit, weil er sich jetzt nicht aus Freiheit in Bewegung setzt, sondern aus der Heimat gezwungen wird. „Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat zu trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten“ (Bastian, 1995, S. 109).

Durch Zwang äußerer Faktoren werden auch der Tuchfabrikant Ludwig, der Rotarmist, die Schriftstellerin, und die unberechtigte Eigenbesitzerin aus ihrer Heimat vertrieben. Deswegen bedeutet die Mobilität keine Freiheit, sondern Identitätsgefährdung. Während Ludwig sich rechtzeitig in Bewegung setzt, und sich das Leben rettet, zögern die anderen Mitglieder seiner Familie zu lange, und werden nicht nur aus der eigenen Heimat, sondern aus der Heimat auf Erde vertrieben, und schließlich vernichtet. Das Mädchen Doris ist das unübertroffene Symbol der Opfer politischer Übergriffe, und Repräsentant derjenigen, die keine Möglichkeit auf Änderung haben. Wegen ihres jungen Alters, hat sie noch keine Möglichkeit gehabt, eine innere, selbsterhaltende Heimatvorstellung zu entwickeln. Durch die Vertreibung aus der einzigen Heimat, die sie noch kennt, löst sich ihre ganze Identität komplett auf. Die große Bedeutung der Kinderheimat wird auch im Kapitel der Unterpächter hervorgehoben. Sie haben augenscheinlich ein perfektes Leben in Aktivität und Bewegung in Pacht mit der Natur, unabhängig vom Besitz und Grundstück gewählt. Die Unterpächterin ist aber ein Beispiel für die große Bedeutung der Kinderheimat als Fundament der eigenen Identität, wenn ihr ganzes Leben zusammenfällt und ihre Identität durch Enthüllungen von Vorstellungen der Kindheit bedroht wird. Ihre Heimatvorstellung ist ein idealisierter Traum der Vergangenheit, der in ihrer erwachsenen Gegenwart zerbricht. Diese starke Position der Kinderheimat im Leben der Menschen wird unter anderem durch ein Motto auf der ersten Seite des Romans präsentiert: „... , versprecht ihr mir, Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich Komme, die Ruhe noch einmal wieder?“ (*Heimsuchung*, S. 7). Wenn sich aber der Mensch, wie Hölderlin hier, auf seine Kindheit für Ruhe verlässt, fehlt ihm in seinem Leben etwas Wichtiges. Wenn er als selbständiger Mensch funktionieren soll, muss er diese Ruhe in seiner inneren

Heimatsvorstellung finden, erst dann kann er eine neue Heimat errichten, und die vielleicht wichtigsten Fragen über Heimat beantworten: Wer bin ich? Und Wohin gehöre ich?

Der Kinderfreund hat sich, ungewiss aus welchem Grund, überhaupt nicht von der Kinderheimat losreißen können, und hat keine innere Heimatsvorstellung entwickelt. Er lebt noch in der Heimatsvorstellung seiner Kindheit, und ist unfähig auf eigenen Beinen zu stehen. Wegen konservativer Geschlechtmuster in der patriarchalischen Gesellschaft, in der sie aufwachsen, dürfen die vier Töchter des Großbauers keine selbständige innere Heimatsvorstellung gestalten. Die Frau des Architekten schafft es auch nicht eine von eigener Identität geprägte Heimatsvorstellung zu entwickeln, sei das aus persönlicher Charakterschwäche, oder Einfluss einer noch männerdominierten Umwelt. Der Großbauer hat viel zu starke Wurzeln in den Traditionen seiner Familie, und eine hochmutige Vorliebe für Besitz und Position. Seine Heimatsvorstellung ist in der Vergangenheit verankert, und in seiner Gegenwart führt das zum Verkauf und Auflösung der Heimat, die er zu bewahren sucht.

Schon im Prolog zeigt uns die Verfasserin, dass die Natur und ihre Entwicklung durch Jahrtausende in ihrem Roman eine wichtige Rolle spielen. Der Roman fängt mit einer naturgeschichtlichen Beschreibung der Landschaft in der Eiszeit an, um das Gebiet zu introduzieren, wo die Menschen später, der eine nach dem Anderen, ihre Heimat suchen. Wir bekommen ein Bild von einem Wechsel, oder Zyklus in der Natur, der durch Millennien die Landschaft geformt und geändert hat (*Heimsuchung*, S. 9). Hier wird es ganz deutlich erklärt, wie lange die Natur gebraucht hat, um so zu werden wie sie zur Zeit der Handlung ist, und in der Perspektive von einem Menschenleben, bleibt die Natur relativ unverändert da liegen. Erpenbeck nimmt uns also etwa vierundzwanzig tausend Jahre zurück, und führt damit ein wichtiges Thema in diesen Roman ein: Den Kontrast zwischen dem Dauer eines Menschenlebens und dem der Natur, und so auch den Kontrast zwischen der individuellen Anknüpfung an einen Ort in einer gewissen Zeit, und die tatsächlichen Spuren, die jeder Einzelmensch auf der Erde hinterlässt. Das individuelle Menschenleben ist ein Mikrokosmos in einer makrokosmischen Perspektive, und die Natur wird als einen sich immer wiederholenden Zyklus dargestellt, in dem der Gärtner seinen natürlichen Platz hat, während die linearen Einzelleben der anderen Figuren des Romans, vom Anfang bis Ende, als kurzweilige Elemente in dem Zyklus der Natur und des Universums eingehen:

Die vermeintlich individuellen Geschichten dieser Menschen erweisen sich in *Heimsuchung* als zyklisches Geschehen innerhalb eines narrativen Reigens: Immer neue Besitzer des Sommerhauses am See kommen an, wollen heimisch werden, bleiben eine Weile und müssen wieder gehen. (Schöll, 2014, S. 43)

Wenn der Architekt am Ende *wieder gehen* muss, und sein Haus verlässt, wird ihm folgender Gedanke zuteil: „Wenn man geht und sich umdreht, sieht man wieder die Vorderansicht, so als wäre man nie drinnen gewesen, sieht man genau dasselbe, was einen beim Kommen begrüßt hat“ (*Heimsuchung*, S. 44). *Als wäre man nie (drinnen) gewesen* ist noch ein Bild davon, dass man als Mensch nach einem Leben auf der Erde spurlos verschwinden kann, und auch ein Bild von dem Wechsel der Menschen. Als noch ein Symbol der menschlichen Vergänglichkeit, bleiben die Objekte oder Dinge, die der Mensch in seinem Leben geschätzt hat, wenn er selbst verschwindet, in einem „Kreislauf der täglichen Benutzung“ (Schöll, 2014, S. 46):

Im Frieden war es die Armut, und im Krieg war es die Front, die die Menschen vor sich herschob wie eine lange Reihe von Dominosteinen, einer schlief in des anderen Betten, benutzte dessen Kochzeug, aß die Vorräte auf, die der andere hatte stehen lassen müssen. (*Heimsuchung*, S. 130)

In seinem „Epilogue. Home as Elsewhere“ beschreibt Yi-Fu Tuan auch die menschliche Vergänglichkeit im Kreislauf der Dinge:

A fundamental appeal of house and home, and - for that matter - of any solid material object is its projection of stability and permanence. We humans need both, since we, creatures of mood and flesh, are neither. We die and quickly exit the world. Material objects, by contrast, endure and they can be passed on to posterity. (2012, S. 231)

Der Architekt benutzt die Handtücher, die im Badehaus hängen geblieben sind, die Habe der Juden werden weiter verkauft, und sogar das Haus/die Heimat gehört diesem Kreislauf der Dinge, der die Dauer eines Menschenlebens überschreitet. Die vielen Wiederholungen, die Erpenbeck im Roman als literarisches Effektmittel benutzt, gelten auch als eine Illustration dieses, sich immer wiederholenden, Zyklus vom Anfang und Ende neuer Personen in der gleichen Heimat. Die *Heimsuchung* wiederholt sich, die Natur wiederholt jedes Jahr ihren

Zyklus und dementsprechend der Gärtner seine Arbeit, aber die Zeit und die *Heimsucher* ändern sich.

Dieser zyklische Wechsel wird im Roman mehrmals verdeutlicht, zum Beispiel wenn die eine Elisabeth auf der einen Seite der Welt stirbt, und die nächste Elisabeth auf der anderen Seite geboren wird (*Heimsuchung*, S. 59). Schon auf der ersten Seite des Romans wird dieses Thema durch ein Büchner-Zitat als Motto präsentiert: „Dieweil der Tag lang und die Welt alt ist, können viel Menschen an einem Platz stehn, einer nach dem andern“ (*Heimsuchung*, S. 7). Genau wie die oben erwähnten Dominosteine funktioniert dieses Büchner-Zitat als ein Hinweis auf den Wechsel der Menschen, in dem neue Besitzer die Heimat übernehmen, wenn die alten Besitzer sie verlassen haben. In diesem Wechsel von Besitzern stellt sich die Frage, zu welchem Grade Menschen überhaupt Grundstücke besitzen können, und was für ein Verhältnis Menschen überhaupt zu einer örtlichen Heimat haben können. Der Roman endet mit einem ähnlichen Bild, wenn das Haus im Epilog abgerissen ist: Dann „gleicht die Landschaft für einen kurzen Moment wieder sich selbst“ (*Heimsuchung*, S. 188).

Das Thema Verschwinden taucht öfters bei Erpenbeck auf. Ihr Buch, *Dinge, die verschwinden* (2009) enthält 31 Kapitel über Dinge, die aus *einem* Menschenleben verschwinden, bevor sie eventuell in einem anderen auftauchen. Die Dinge, die hier verschwinden, gehören allen möglichen Bereichen eines Menschenlebens: Socken, Freundschaft, Familie, politische und kulturelle Gebäude, am Ende auch der Autor, und im Grunde genommen, verschwinden alles. Wir sehen hier eine Welt in konstanter Änderung, und Erpenbeck philosophiert hier über die Existenz der Welt: „Die andere Frage, die sich mir ganz zwangsläufig bei jedem Verschwinden stellt, ist die, ob überhaupt etwas da war, und was“ (S. 32). In *Heimsuchung* (2008) wird der Heimatbegriff in Verbindung mit diesem Verschwinden gesetzt. Wenn die Menschen nur eine kurze Zeit auf der Erde leben, was ist dann eigentlich diese Heimat, die für die Menschen so wichtig scheint, anders als ein kurzweiliger Aufenthaltsort? Das arabische Sprichwort: „Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod“ (*Heimsuchung*, S. 7), kann natürlich als ein Symbol der Wichtigkeit der menschlichen Aktivität gesehen werden, in dem Sinne, dass einem Menschen nur der Tod übrig bleibt, wenn die Aktivität aufhört. Gleichzeitig liegt in diesen Wörtern ganz offenbar auch eine Interpretation dieses Sprichworts als ein Hinweis dafür, dass die Menschen vielleicht eine zu enge Anknüpfung an die physische Heimat haben. Die Romanfiguren müssen alle aus dem

Haus verschwinden, und schließlich verschwindet auch das Haus auch selber. „Nichts ist in Erpenbecks Texten vergänglicher als vier Wände um ein Stück Luft“ (Schöll, 2014, S. 45).

Es gibt im Roman mehrere Hinweise dafür, dass diese Anknüpfung an Haus und Grundstück eine Belastung werden kann. Ein gutes Beispiel dafür sind Arthur und Hermine, die durch ihre Sesshaftigkeit in ihren sicheren Tod gehen, und der Architekt macht sich auch Gedanken darüber: „Wären die Scholle, das Haus und der See nicht seine Heimat, hätte es ihn niemals in der Ostzone gehalten. Jetzt wurde ihm die Heimat zur Falle“ (*Heimsuchung*, S. 41). Die Heimat und die Natur werden nach den Bedürfnissen der Menschen sorgfältig geplant und gebaut, und in diesen beiden Fällen wird, wegen politischer Verhältnisse, die enge Anknüpfung an Ort und Stelle eine Belastung. Im Roman wird auch das Phänomen von Relativität und Zufall sehr oft als störenden Faktor in den menschlichen Vorstellungen von Heimat und Leben hervorgehoben. Der Tuchfabrikant, der Jude ist, muss fort, während der Architekt bleiben kann, weil er ganz zufällig beim Antragen auf Aufnahme in die Reichskulturkammer gewarnt wird, und am zweiten Mal auf „die arische Frage nun mit Ja“ (*Heimsuchung*, S. 43) antwortet, obwohl „Die Mutter der Mutter seines Vaters“ (*Heimsuchung*, S. 44) Jüdin war. *Das Ja und das Nein* (*Heimsuchung*, S. 43) wird hier ein Bild auf die Relativität des Daseins und die Zufälle, die für ein Menschenleben sehr entscheidend werden. Dass die Wahrheit kein Koeffizient ist, sondern für jeden Menschen anders aussieht, ist auch ein Signal dafür, dass die festen Vorstellungen der Menschen, wie zum Beispiel die individuellen Heimatvorstellungen, relativ sind, und dass man als Mensch bereit sein muss, seine Vorstellungen zu ändern, oder sich in Bewegung zu setzen, wenn die Heimat von äußeren Bedingungen bedroht wird. In der Theorie ist diese Erwägung sehr vernünftig und einfach zu akzeptieren, trotzdem aber leichter gesagt als getan. Die Heimat, und die Vorstellungen der menschlichen Identitätsentwicklung, die mit der Heimat verbunden sind, sind im Bewusstsein des Menschen so tief eingepflegt, dass Heimatverlust, egal aus welchem Grund, meistens zur Verwirrung, Traurigkeit, Wurzellosigkeit oder Identitätsprobleme von verschiedenem Charakter führt.

Der Begriff *Heimsuchung* ist ein facetthaltiger Ausdruck, und der Titel des Romans *Heimsuchung* ist sehr zutreffend für die Vielfalt der Heimatvorstellungen und die verschiedenen Nuancen des Heimatbegriffs, die in den verschiedenen Geschichten des Romans zum Ausdruck kommen. Das mittelhochdeutsche „heime suoehen“ bedeutet „in freundlicher od. feindlicher Absicht besuchen“ (Wahrig, 1980, S. 1745), und in Verbindung

mit Mariä Heimsuchung wird der Ausdruck auch als freundlichen Besuch interpretiert. Der allgemeine Gebrauch des Wortes ist aber mit negativen Konnotationen verbunden, indem es bedeutet, von großes Unglück oder Plage heimgesucht werden. Alle Figuren im Roman erleben eine innere und eine äußere Heimsuchung. Erstens werden sie auf verschiedene Weise von historischen oder politischen Kräften der Zeit, in der sie wohnen, heimgesucht. Zweitens werden sie alle auch von ihren Erinnerungen heimgesucht, und so auch von ihren Vorstellungen von einer Heimat der Vergangenheit. Im alltäglichen Gebrauch des Wortes Heimsuchung wird es nicht als „eine Heimat suchen“ verstanden, aber eine etymologische Interpretation der beiden Einzelwörter *Heim* und *Suchung* schlägt vor, dass diese Wortverbindung auch als *eine Heimat suchen* verstanden werden kann, und alle Romanfiguren sind in verschiedener Weise auf der Suche nach Heimat. Obwohl sie sehr unterschiedliche Heimatvorstellungen haben, haben alle eine nahe Verbindung zu dem Begriff Heimat, und die Heimat, oder die verlorene Heimat, ist für jeden sehr zentral in ihrer Vorstellung von eigener Identität, und spielt ohne Zweifel eine sehr große Rolle in ihrem Leben.

Obwohl alle Personen des Romans eine Heimat suchen, gelingt es nicht einem von ihnen, die totale Ruhe und das Glück der Heimat zu finden. Eine Vorstellung von einer physischen ortsgebundenen Heimat für das Leben gibt es im Roman nicht, indem alle Bewohner das Haus, das für sie Heimat ist, verlassen müssen. Ihre Suche nach Heimat in ihrer Zeit und ihrem geographischen Raum scheitern, auf Grund innerer oder äußerer Heimsuchung der Vergangenheit oder Gegenwart. Jenny Erpenbeck löst die Heimatvorstellung von Zeit und Raum, und verankert die einzig funktionelle Heimatvorstellung im Inneren des Menschen, in der menschlichen Identität. Die Heimat ist dann nicht mehr an der Vergangenheit oder der Gegenwart fest gebunden, sondern ist eine immer realisierbare Möglichkeit der Zukunft. Laut Kramer führt Jenny Erpenbeck ein neues Zeitelement in den Heimatbegriff hinein, weil die Heimat entweder schon Erinnerung ist, oder noch in der Zukunft liegt (Kramer, 2013, S. 200).

Dieses utopische Element des Heimatbegriffs als *Möglichkeit der Zukunft* wurde von einem der bekanntesten Heimat-Philosophen, Ernst Bloch, introduziert. Er spricht unter anderem in dieser Verbindung über „das Noch nicht“, „das Utopische“ und „das Mögliche“ (Opitz, 2010, Abs. 1). Bloch meint, dass die Menschen in der Vergangenheit leben, und dass sie noch einen

langen Weg vor sich haben, bevor sie die ideale Heimat von Gerechtigkeit, Sicherheit und Gleichheit einmal in der Zukunft erreichen. Die Heimat muss gebaut werden:

Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat. (Bloch, 1959, S. 1628)

Mit der wichtigen Rolle der Identität in der Diskussion über den Heimatbegriff beschäftigt sich auch Hermann Bausinger: „Heimat ist ein bilderschwangeres Wort, das schon hier vielfach für Identität steht, auf Identität zuführt – Identität als Übereinstimmung des Menschen mit sich und seiner Umgebung, Identität als Gegengriff zu Entfremdung“ (1980, S. 24). Bausinger geht noch einen Schritt weiter, und erklärt Heimat als das Wesen der Identität:

Identität ist, auf den Einzelnen bezogen, der Zustand, in dem er seiner selbst gewiss ist, in dem er gelebtes Leben – Vergangenheit – tätig an die Zukunft zu knüpfen vermag, in dem er von den andern, von der Bezugsgruppe oder den Bezugsgruppen voll akzeptiert ist. Im übertragenen Sinne hat er dann Heimat. Umgekehrt: wenn man Heimat als „Ort tiefsten Vertrauens“, als „Welt des intakten Bewusstseins“ bezeichnet hat, dann ist Heimat nicht nur eine Basis für Identität, sondern ist gewissermaßen das Wesen der Identität. (Bausinger, 1980, s. 13)

Diese innere Heimatvorstellung, die jeder Mensch braucht, um überall leben zu können, hat keinen bestimmten Punkt, wenn sie fertig entwickelt ist, sondern ist ein Prozess im Leben der Menschen. Der Begriff Heimat ist ein menschlicher Identitäts- und Aktionsraum (Greverus, 1979, S. 193). Die Heimat liegt in der Identität des strebenden Menschen, der arbeitet, strebt, und die Gegebenheiten umbildet und überholt, und deswegen ist die Heimat „noch nicht“. Laut Bloch ist Heimat eine Utopie, die erst möglich ist, wenn die Welt eine reale Demokratie ist, und der Schlüssel liegt darin, dass die Menschen immer weiter gegen dieses Ziel streben. So wird das Streben des arbeitenden Menschen das Ziel des Daseins. Durch diese Aktivität kann er sich verwirklichen, seine Identität entwickeln und verstärken, und, egal wo er sich in

der Welt niederlässt, durch sein Leben eine innere Heimatvorstellung in Sicherheit bilden. Mobilität bedeutet dann, wie bei Greverus, „Gewinnung neuer Heimat“ (1979, S. 104), statt „Heimweh' nach einem verlorenen Territorium“ (1979, S. 105). Der Mensch hat nicht nur eine Heimat. Im Normalfall hat er mindestens zwei: Eine angeborene, angestammte Heimat der Vergangenheit und eine erworbene Heimat der Gegenwart, von Fetscher „eine kulturelle Ursprungsheimat und eine gegenwärtige geographische“ genannt (1992, S. 33). Im Gegensatz zu Fetscher, finde ich, dass der Mensch, abhängig von Zeit und Raum, Geschichte und Zufall usw., eine unbestimmte Anzahl von Heimaten der Zukunft immer vor sich hat. Anders gesagt: Er hat *eine* Vorstellung von Heimat, die sein ganzes Leben in der Entwicklung ist, und ihm die Errichtung einer neuen Heimat immer ermöglicht. Heimat ist ein Gefühl: „Allerdings ist Heimat nichts Einmaliges. ... Auch das Heimweh endet, wenn der Satisfaktionswert Heimat wieder erreicht ist“ (Greverus, 1979, S. 114). Diese zukunftsorientierte Bewegung, die für eine nachhaltige Heimatvorstellung ausschlaggebend ist, wird auch von Schuchmann beschrieben: „In Erpenbecks Roman wird Heimat somit nicht als Selbstverständliches dargestellt, sondern ist Gegenstand von Suchbewegungen und an Verlust geknüpft“ (2013, S. 59).

Die Identität eines Menschen wird oft mit seinem Namen verbunden, und in der Öffentlichkeit wird man als Staatsbürger durch seinen Namen identifiziert. In diesem Roman werden die Funktionen der Figuren durch die fehlenden Namen hervorgehoben. Ihre Aktivität oder Funktion im Text wird deutlicher, wenn keine Eigennamen das Bild „stören“. In dem Roman *Gehen, ging, gegangen* (2015) verweigern sich die Flüchtlinge ihre Namen zu sagen, unter der Parole „Wir werden sichtbar“ (Erpenbeck, 2015, S. 23). „Aber was sagt schon ein Name?“ fragt sich der Protagonist, Richard, und reflektiert darüber: „Wer lügen will, kann immer lügen. Viel mehr muss man wissen als nur den Namen, sonst hat das alles ja gar keinen Sinn“ (S. 42). In *Heimsuchung* werden die meisten Figuren durch Funktionen lieber als Namen charakterisiert. Jenny Erpenbeck sagt selber, dass sie „keine Namen mag“, und auf die Frage ob Richards Kommentar eine Erklärung der Namenlosigkeit in *Heimsuchung* (2008) bietet, gibt sie keine eindeutige Antwort: „Ja, vielleicht“ (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016), und also keine Bestätigung und auch keine Leugnung. Die Flüchtlinge machen sich ohne Namen *sichtbar*, indem man ihre Identität durch andere Qualifikationen feststellen muss, und sich dafür interessieren, was für Menschen sie sind. Bei Erpenbeck sind Namen von geringer Bedeutung, vielleicht besonders in einer Makroperspektive der Ewigkeit, in der Menschen, der Eine nach dem Anderen, als kurzweilige Besucher in der gleichen Heimat

beschrieben werden. Gleichzeitig können wir auch sagen, dass die Romanfiguren in *Heimsuchung* ohne Namen auf eine andere Weise *sichtbar* werden, und dass die Namenlosigkeit im Roman ein Hinweis dafür ist, dass andere Qualitäten eines Menschen wichtiger sind als sein Name.

Schlussfolgerung

In dieser Arbeit habe ich gezeigt, dass Jenny Erpenbeck mit *Heimsuchung* (2008) einen thematisch vielschichtigen Roman geschrieben hat. Ausgehend von biographischem Stoff, beschäftigt sie sich in diesem Roman unter anderem mit Themen wie Geschichte und politischen Verhältnissen, Krieg und Frieden, Zeit und Natur, Gesellschaft und Einzelmensch, Relativität, Schicksal und Religion, Besitz, Position und Hochmut. Hier wird durch wechselnder Fokalisierung und kollektives Erzählen etwa hundert Jahre deutsche Geschichte durch die individuellen Geschichten von Einzelmenschen vermittelt, mit Hauptgewicht auf den zweiten Weltkrieg, die DDR und die Wende. In einer Multiperspektive wird das Thema Heimat in Verbindung mit den oben erwähnten Themen gesetzt, ein Thema das für sämtliche Romanfiguren sehr zentral ist, und als ein roter Faden im Roman funktioniert.

Ich habe in meiner Arbeit mit dem Roman ein Zeit-Modell von mehreren Zeitdimensionen entwickelt, um zu zeigen, dass, meines Erachtens, der komplexe Heimatbegriff in diesem Roman in einer Perspektive von Zeit und Raum verstanden werden muss. Gleichzeitig habe ich die Theorien von Andrea Bastian und Ina Maria Greverus in meiner Interpretation von dem Heimatbegriff in diesem Roman zusammengeführt, und gezeigt, dass sie, als Theorien von zwei verschiedenen Funktionsbereichen, einander nicht widersprechen, sondern ausfüllen. Andrea Bastians Kategorisierung des Heimatbegriffs in drei Bedeutungskategorien, von sozialen, räumlichen und emotionalen Aspekten, waren funktionelle Sammelbegriffe in einer Interpretation der vielen unterschiedlichen Heimatvorstellungen des Romans. Ina Maria Greverus' Definition von Heimat *als identitätsgewährendem Lebensraum* war sehr relevant in der Beschreibung von den Identitätsproblemen, die die verschiedenen Personen in Verbindung mit ihrem Heimatverlust erleben.

In Verbindung mit den verschiedenen Figuren des Romans und ihren Geschichten, habe ich die Komplexität des Heimatbegriffs in den verschiedenen Heimatvorstellungen des Romans beschrieben, und gezeigt, dass sehr viele verschiedene Aspekte des Heimatbegriffs im Roman

zum Ausdruck kommen. Einerseits wird die Bedeutung der Kinderheimat für die menschliche Identität hervorgehoben. Der junge Rotarmist, der seiner Heimat beraubt wird, hat nicht nur seine Heimat verloren, sondern auch die Möglichkeit seine eigene Identität zu entwickeln. Er wird von seinen Erinnerungen heimgesucht, und wandert ruhelos im Krieg herum, als eine Personifikation der Rache. Als Beispiel einer ähnlichen Heimatlosigkeit gilt das Mädchen Doris, das auch in ihrer Identitätsentwicklung abgebrochen wird, indem es als Kind aus der Heimat vertrieben wird, und sich als Individuum komplett auflöst. Jenny Erpenbeck sagt auch im persönlichen Gespräch, dass keine Heimat im Leben eines Menschen eine so große Rolle spielt wie die Kinderheimat (Persönliche Kommunikation, 19.05.2016), und die Geschichte der Unterpächterin illustriert diese Perspektive, indem ihr ganzes Dasein scheitert, wenn die Illusionen der Kindheit zusammenbrechen. Die unberechtigte Eigenbesitzerin hat sich von der Heimat losgerissen, und scheint unabhängig davon zu sein, aber am Ende, wenn das Haus abgerissen werden soll, versteht sie, dass sie dadurch etwas Wichtiges verlieren werde, und fragt sich, wie der Rotarmist, Doris und die Unterpächterin, wo sie dann hingehört.

Andererseits wird auch im Roman die Bedeutung der Freimachung von der Kinderheimat hervorgehoben. Das unübertroffene Beispiel dafür ist der Kinderfreund, der Mitte seines Lebens noch in der Vergangenheit seiner Kinderheimat lebt, und dort zu bleiben scheint. Notwendig für das weitere Leben, um in der Zukunft eine neue Heimat zu finden, ist diese Freimachung von der Kinderheimat auch für den Rotarmisten, die Unterpächterin und die unberechtigte Eigenbesitzerin. Als Ausnahme gilt hier Doris, die als Opfer dasteht, ohne Wahl und Möglichkeiten auf ein weiteres Leben. Eine eigene Identität und eine selbständige, nachhaltige Heimatvorstellung werden auch für die vier Töchter des Großbauers unmöglich, weil ihnen das Losreißen von der Kinderheimat durch die patriarchalische Gesellschaft verweigert wird.

Die physische Umgebung, wo man seine ersten Schritte nimmt, ist ein wichtiger Teil der Vorstellung der Kinderheimat, und die Bedeutung der Heimat als geographischer Ort überhaupt wird auch durch mehrere Figuren dargestellt, unter anderem durch die Sesshaftigkeit von Arthur und Hermine, die Verteidigung vom Besitz und Grundstück des Großbauers, und seine Hochmut in Bezug auf seine Töchter, und durch den Gedanken des Architekten, dass man beim Bauen sein Leben an die Erde klebt (*Heimsuchung*, S. 42). Die Frau des Architekten hat, wider besseres Wissen und auf Kosten ihrer eigenen Identität, die Sesshaftigkeit gewählt, und wird unglücklich. Als Revier von Angehörigkeit und Sicherheit

ist der Ort der Heimat sehr wichtig, aber Ortsgebundenheit oder Sesshaftigkeit kann die Heimat zur Falle machen, wenn zum Beispiel durch historische oder politische Faktoren, oder auch durch Zufall und Relativität des Daseins, die Heimat Gefährdung wird.

In meiner Arbeit mit dem Heimatbegriff und den verschiedenen Heimatvorstellungen, die in den Geschichten der verschiedenen Romanfiguren zum Ausdruck kommen, habe ich gezeigt, dass Jenny Erpenbecks Roman ein indirekter Beitrag zu dem Heimatdiskurs ist, und eine Erweiterung des Heimatbegriffs präsentiert. Sie individualisiert den Heimatbegriff, indem sie die einzig mögliche wahre Vorstellung einer Heimat in der menschlichen Identität verankert. Es geht einem nicht notwendigerweise gut in seiner Heimat, und ich habe durch meine Analyse gezeigt, dass die unmittelbare Lösung, die in mehreren von den individuellen Geschichten im Roman präsentiert wird, Mobilität ist, wie zum Beispiel im Fall des Architekten, der Schriftstellerin, der Besucherin und des Tuchfabrikanten Ludwig. Es zeigt sich aber, dass Mobilität nicht die ausreichende Lösung ist, und es gelingt keinem der Romanfiguren, das Glück in der neuen Heimat zu finden. Das hängt damit zusammen, dass sie sich von der ersten Heimat nicht freigemacht haben, sondern alle aus der Heimat gezwungen werden, Heimatverlust erleiden, oder von der Heimat der Vergangenheit heimgesucht wird. Gezwungene Mobilität kann Heimatverlust hervorrufen. So gesehen sind Mobilität und Heimatverlust zwei Seiten der gleichen Sache, oder zwei Komplikationen des Heimatbegriffs. Deswegen muss die Heimat in der eigenen Identität verankert sein, so dass man diese Heimat in seinem Bewusstsein mit sich trägt. Wenn man dieses innere Heimatgefühl hat, kann man sich überall daheim fühlen, und, wie es im Kapitel der Besucherin formuliert wird, ist es dann die Hauptsache, dass man das machen kann, was man gern macht. „Ubi bene, ibi patria' (Wo es mir gut geht, da ist meine Heimat)“ (Greverus, 1979, S. 62). Obwohl die Besucherin anscheinend die Lösung hat, gelingt es ihr auch nicht, in ihrem neuen Leben glücklich zu sein, indem sie sich noch fremd fühlt, und es scheint als ob Heimat, wie bei Bloch, ein „Noch nicht“ ist, eine Utopie, gegen die der Mensch immer strebt. Vielleicht können wir auch etwas von der Frau des Architekten lernen, wenn in diesem Kapitel indirekt die Frage gestellt wird, ob man leben soll, oder Zeit vertreiben. Die Antwort liegt in dem Ende dieses Kapitels, wenn die Architektin unglücklich entdeckt, dass sie ihr Leben vertrieben hat, und vielleicht auch in dem gescheiterten Glück der Besucherin, weil sie auch nur lebt, um am Leben zu sein. Heimat ist nicht nur Lebensraum, sondern vor allem Lebensqualität. Das Individuum ist aber von äußeren Bedingungen abhängig, und schafft nicht durch seine innere Identität und Heimatgefühl alleine diese Qualität zu etablieren.

Heimat wird in dem Kreuzungspunkt von eigener Identität und Aktivität, in Sicherheit, in einem physischen Territorium und einem soziokulturellen Raum etabliert, und die früher erwähnte politische Aufgabe Heimat wird für die Möglichkeit auf Heimat ausschlaggebend.

Was Jenny Erpenbeck vor allem über *Heimat* vermittelt, ist dass der Einzelmensch ein flüchtiger Besucher auf der Erde ist, und dass der Name oder die Spuren eines Menschen vielleicht nicht das Wichtigste ist, sondern wozu man die *Zeit* benutzt, wenn man dort ist. In einer Welt von Flüchtigkeit, Zufall und Änderung, wird *Heimat* ein Gefühl der Identität. Die Hauptsache ist nicht wo man als Mensch seine Heimat baut, sondern wer man als Mensch tatsächlich ist, und wie man seine Heimat mit Inhalt füllt.

Literatur

- Auffermann, V. (2008, 26. Februar). *Wenn das Haus fertig ist kommt der Tod*. Deutschlandradio Kultur. Lokalisiert an http://www.deutschlandradiokultur.de/wenn-das-haus-fertig-ist-kommt-der-tod.950.de.html?dram:article_id=135937 [Zugriff am 29.1.2016].
- Bastian, A. (1995). *Der Heimat-Begriff*. Tübingen: Niemeyer.
- Bausinger, H. (1980). Heimat und Identität. In E. Moosmann: *Heimat. Sehnsucht nach Identität*. (S. 13-29). Berlin: Ästhetik und Kommunikation.
- Biendarra, A. S. (2014) Jenny Erpenbecks Romane *Heimsuchung* und *Aller Tage Abend* als europäische Erinnerungsorte. In F. Marx & J. Schöll, J. (Hg.), *Wahrheit und Täuschung*. (S. 125-143). Göttingen: Wallstein.
- Birgfeld, J. (2005). Gespräch mit Jenny Erpenbeck. In *Deutsche Bücher. Forum für Literatur. Autorengespräch – Kritik – Interpretation*. 35. Jahrgang 2005. Heft 3. Weidler.
- Blickle, P. (2012). Gender, Space and *Heimat*. In F. Eigler und J. Kugele (Hg.), *Heimat. At the intersection of memory and space*. (S. 53-68). Berlin: De Gruyter.
- Bloch, E. (1959). *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bucheli, R. (2008, 2. Februar). „Am Ufer des märkischen Meers“. Lokalisiert an <http://www.nzz.ch/am-ufer-des-maerkischen-meers-1.664000> [Zugriff am 5.1.2017].
- Camman, A. (2008, 11. März). „Sommerhaus, früher“. Lokalisiert an <http://www.fr-online.de/literatur/literatur-sommerhaus--frueher,1472266,3122766.html> [Zugriff am 6.1.2017].
- Carter Jr., W. H. (1953). *Where Main Street Meets the River*. New York: Rinehart & Company.

Cosgrove, M. (2012). Heimat as Nonplace and Terrain Vague in Jenny Erpenbeck's Heimsuchung and Julia Schoch's Mit der Geschwindigkeit des Sommers. *New German Critique*. 39 (2) (S. 63-86). Duke University Press.

Döbler, K. (2008, 29. Mai). *Großmutter klein Häuschen*. Lokalisiert an <http://www.zeit.de/2008/23/L-Erpenbeck-NL/komplettansicht> [Zugriff am 10.1.2016].

Eden, W. (2001). „Keine Angst vor großen Gefühlen“ *Die neuen Schriftstellerinnen*. (S. 11-22). Berlin: edition ebersbach.

Erpenbeck, J. (1999). *Geschichte vom alten Kind*. Frankfurt am Main: Eichborn.

Erpenbeck, J. (2008). *Heimsuchung*. München: btb.

Erpenbeck, J. (2011). *Visitation*. Übersetzt von Susan Bernofsky. London: Portobello books.

Erpenbeck, J. (2009). *Dinge, die verschwinden*. München: btb.

Erpenbeck, J. (2014). *Aller Tage Abend*. München: btb.

Erpenbeck, J. (2015). *Gehen, ging, gegangen*. München: Knaus.

Fetscher, I. (1992). Heimatliebe – Brauch und Mißbrauch eines Begriffs. In Rüdiger Görner: *Heimat im Wort*. (S. 15-35). München: iudicium.

Fuchs, A. (2012). *Ostalgie, Local Identity, and the Quest for Heimat in the Global Age: Julia Schoch's Mit der Geschwindigkeit des Sommers and Judith Zander's Dinge, die wir heute sagten*. In F. Eigler und J. Kugele. (2012). *Heimat. At the Intersection of Memory and Space*. (S. 125-139). Berlin: De Gruyter.

Gansel, C. (2014). „Als Kind liebt man, was man kennt“- Kindheit erinnern und erzählen bei Jenny Erpenbeck. In Marx, F & Schöll, J. (Hg.), *Wahrheit und Täuschung*. (S. 79-95). Göttingen: Wallstein.

Görner, R. (1992). *Heimat im Wort*. München: iudicium.

Granzin, K. (2008, 7. März). „Zwischen Streben und Ausgeliefertsein“. Lokalisiert an <https://www.taz.de/Archiv-Suche/!5185475&s=katharina+granzin/> [Zugriff am 6.1.2017].

Greverus, I. M. (1979). *Auf der Suche nach Heimat*. München: Beck.

Halter, M. (2008, 22. Februar). *Das Haus am Scharmützelsee*. Lokalisiert an <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/literatur-das-haus-am-scharmuettelsee-1515514-p2.html> [Zugriff am 10.1.2016].

Hamsun, K. (1954). *Pan*. Oslo: Gyldendal.

Hansen, A. S. H. (7.02.2016). «Boka der flyktingenes verden møter vår verden». *Dagbladet*.

Heidegger, M. (1954). *Platons Lehre von der Wahrheit. Mit einem Brief über den Humanismus*. (S. 53-119). Bern: Francke.

Heimat (25.03.2016). Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm. Lokalisiert an <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GH05424#XGH05424>

Ibsen, H. (2016). *Vildanden (The Wild Duck)*. UIO Bibliotheca Polyglotta. Lokalisiert an <https://www2.hf.uio.no/polyglotta/index.php?page=search&bid=10&vid=190&sokefelt=Lebensl%C3%BCge&Sok=Search&searchmode=phrase&context=v190> [Zugriff am 21.7.2016].

Joisten, K. (2003). *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*. Berlin: Akademie.

Kramer, S. (2013). Reconsidering „Heimat“: Jenny Erpenbeck’s novel *Heimsuchung* (2008). In Gratzke, M, Hutton & C. Whitehead (Hg.), *Readings in twenty-first-century European literatures*. (S. 197-219). Bern: Peter Lang.

Krockow, C. Graf von. (1989). *Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Maidt-Zinke, K. (2008, 9. Februar). *Am Ende bleibt immer der Gärtner*. Lokalisiert an http://www.buecher.de/shop/buecher/heimsuchung/erpenbeck-jenny/products_products/detail/prod_id/23275078/ [Zugriff am 6.1.2017].

Marx, F & Schöll, J. (2014). *Wahrheit und Täuschung*. Göttingen: Wallstein.

Odden, P. E. (2016). *Den hellige Gunther av Böhmen (~955-1045)*. Lokalisiert an <http://www.katolsk.no/biografier/historisk/guntbohem> [Zugriff am 18.04.2016].

Opitz, M. (2010, 8. Juli). „Ernst Bloch und das „Noch- nicht“. *Deutschlandradio Kultur*. Lokalisiert an http://www.deutschlandradiokultur.de/ernst-bloch-und-das-noch-nicht.932.de.html?dram:article_id=130861 [Zugriff am 13.2.2017].

Probst, Inga. (2010). Auf märkischem Sand gebaut. In I. Nagelschmidt, I. Probst & T. Erdbrügger (Hg.), *Geschlechtergedächtnisse. Gender-Konstellationen und Erinnerungsmuster in Literatur und Film der Gegenwart*. (S. 67-88). Berlin: Frank & Timme.

Reif, A. (2009). Grau kam die DDR nur den Westlern vor: Gespräch Adelbert Reif mit Jenny Erpenbeck. *Universitas, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*. 64. (759). (S. 933-943). Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.

Ricanek, H. M. (2011). *Gedächtnis, Geschlechter und Erzählstrategien in Jenny Erpenbecks „Heimsuchung“*. MA-Arbeit. Oslo: Universitetet i Oslo.

Schöll, J. (2014). Wörter und Dinge. Jenny Erpenbecks Text- und Objektästhetik. In Marx, F. & Schöll, J. (Hg.), *Wahrheit und Täuschung*. (S. 37-53). Göttingen: Wallstein.

Schuchmann, K. (2013, 9. Oktober). Die Zeit scheint ihr zur Verfügung zu stehen wie ein Haus. Heimat und Erinnerung in Jenny Erpenbecks *Heimsuchung*. *Zagreber Germanistische Beiträge*, 22 (1), S. 53–69. Lokalisiert an <http://hrcak.srce.hr/127906?lang=en> [Zugriff am 21.1.2017].

Schuster, M & Paul, M. (2008, 1. September). *Man kann sich sein Verhältnis zur Vergangenheit nicht aussuchen*. Lokalisiert an <http://www.planet-interview.de/interviews/jenny-erpenbeck/34662/> [Zugriff am 28.3.2017].

Terdiman, R. (1993). *Present past. Modernity and the memory crisis*. Ithaca and London: Cornell University Press.

Tuan, Y. (2012). Epilogue: Home as Elsewhere. In F. Eigler, J. Kugele, *Heimat. At the Intersection of memory and space* (S.226-239). Berlin: De Gruyter.

Ukena, S. (2008, 12. März). *Seele sucht Heimat*. Lokalisiert an <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-56151584.html> [Zugriff am 10.1.2016].

Vedder, U. (2014). Lebensläufe: Zeit und Genealogie in Jenny Erpenbecks Literatur. In Marx, F & Schöll, J. (Hg.), *Wahrheit und Täuschung* (S: 55-66). Göttingen: Wallstein.

Wahrig, G. (1980). *Deutsches Wörterbuch*. München: Mosaik.

Wolf, C. (1973). *Der geteilte Himmel. Erzählung*. München: dtv.

Zollitsch, R. (2004). *Heim-suchung*. Predigt von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch auf der Diözesan-Pilgerfahrt nach Rom. Fest Mariä Heimsuchung. St. Paul vor den Mauern, Rom, 02.07.04. Röm 12,9-16b; Lk 1,39-56. Lokalisiert an <http://www2.erzbistum-freiburg.de/download/eb-predigt20040702.pdf> [Zugriff am 30.10.2015].